L. g. o 666/2.

Gesammelte Schriften

von

M. G. Saphir.

Zweiter Band.

Enthält:

Klatschblätter und Mimosen,

oder

zufällige Gedanken in zufälligen Formen.

Stuttgart,
1832.
Hallberger'sche, vormals Franckh'sche Verlagshandlung.

Klatschblätter und Mimosen

oder

zufällige Gedanken in zufälligen Formen.

Von

M. G. Saphir.

Stuttgart,
1832.
Hallberger'sche, vormals Franckh'sche Verlagshandlung.

STAATSBIBLIOTHEK
BAMBERG

Gedruckt bei G. Franz in München.

Seinem geliebten Vater

Gottlieb Saphir

in kindlicher Liebe und Ehrfurcht gewidmet

vom

Verfasser.

Zueignung

an das

Goldbergwerk zu Chemnitz und Kremnitz.

Euer Gnaden!

In den Tiefen wohnt die Weisheit, ist ein alter Spruch, den ich bei Euer Gnaden so bewährt finde, daß ich es wage, meine neuen botanischen Zwillingsblätter — aus reiner Liebe zu eben dieser Weisheit, von der Euer Gnaden so durchdrungen sind — Ihnen zu Füßen zu

legen. Das goldne Zeitalter, welches in Ihrem Reiche herrscht, die Ehrfurcht, welche Gelehrte und Nichtgelehrte vor den geharnischten Minerven haben, die wie goldne Bullen aus Ihrem Haupte entspringen, und die handgreiflichste Ueberzeugung, daß das erwünschteste Mäcenaten-Blut in Ihren Adern rollt, lassen mich hoffen, daß mir Euer Gnaden das Patent als Leib- und Kammerpoeten — mit Freitisch und andern Horazsporteln — nicht versagen werden.

Euer Gnaden werden auch mit Vergnügen bemerken, daß ich bei weitem nicht so unver-

schämt bin, auf Gedanken auszugehen, sondern blos das Unglück habe, zufällig von ihnen heimgesucht zu werden. Der sogenannte Gedankenkopfschmerz ist bei mir kein chronisches Uebel; nur dann und wann trifft es sich, daß ich an Gedanken leide und ihnen unterworfen bin, ich komme so zu sagen in Gedanken zu ihnen. Allein auch gegen dieses periodische Gedankenfieber gebrauche ich jetzt verschiedene Antidoten, als zum Beispiel bei jedem Anfall von Gedanken brauche ich eine Dosis verschiedener Anti's, als: Anti-Schillerianer, Anti-Göthianer, Anti-Jean-Paulianer u. s. w.

und bei jedem Gebrauche dieser Gegenfüßler, oder vielmehr Gegenköpfler, verliert sich allmählig jede Spur von zufälligen oder andern etwaigen Gedanken, und wenn ich mit diesem Mittel fortfahre, werde ich baldigst von allen Gedanken befreit. Dieser Umstand, Euer Gnaden, verbunden mit andern ausgezeichneten Parasittugenden, lassen mich hoffen, daß mich Euer Gnaden nicht nur zum Leib- und Kammerpoeten, sondern auch vielleicht zum Leib- und Kammernarren mit Glück werden verwenden können. Euer Gnaden wird es um so weniger befremden, Sich meine humoristischen

Käutze dedizirt zu sehen, da die Entleerung durch die Dedikationen, auch zu jenen Purganzmitteln gehört, die bei Leuten, welche an der goldnen Ader leiden, angebracht werden müssen; auch sie soll die Blinde zur Sehenden — d. h. zu einer die gesehen wird — machen. Selbst zu sehen braucht aber der Mäcen nichts, am wenigsten das ihm dedizirte Werk, wie denn gewöhnlich Mäcene, wie große Weltumsegler, nur an den neuentdeckten Küsten und Flußmündungen vorüber segeln, denselben ihren Namen beilegen, ohne jedoch tief in sie einzudringen.

Indem ich, mein gnädigstes Goldbergwerk, den Staub zu Ihren Füßen mit Verehrung betrachte, bin ich mit höchster Achtung

Euer Gnaden

unterthänigst gehorsamster

Verfasser.

1.

Narren-Rede.

(Gelegenheitlich.)

Die Narren, meine Freunde und Zuhörer, sind gar keine Narren, daß sie Narren sind! ja sie wären Narren, wenn sie keine Narren wären! Ich habe an den Narren ordentlich einen Narren gefressen, ich kann euch also Rechenschaft geben, wie ein solcher Narr schmeckt, und ich kann euch versichern, daß ein gehörig zugerichteter Narr viel leichter zu ertragen und zu verdauen ist, als mancher Kluge. Der Staat geht auch mit Recht zärtlicher mit Narren um, als mit seinen Klugen. Hat ein Narr das

Glück, daß sein Verdienst anerkannt wird, und dem wahren Narren entgeht das nie, so baut man ihm ein Narrenhaus, wie viel Kluge aber laufen nicht herum, wie viel perfect Kluge, und hat man ihnen je ein Klugenhaus gebaut? Früher hatte man Hofnarren, ist es je erhört worden, daß es Hofkluge gab?

Der Stein des Weisen hat schon viel Leute zu Narren gemacht, aber der Narrenstein (Lapis stultorium), oder die gebrannte Beifußkohle heilt und stillet Schmerzen. Wie viel muß ein Kluger reden, bis man ihm glaubt er sey klug, ein Narr braucht nur zu schweigen und man glaubt er sey klug! Ich will lieber ein Narr werden, als ein Kluger, da man nur durch Schaden klug werden kann! Was giebt der Narr nicht alles vor! der Kluge hingegen giebt nach! O meine Freunde, laßt uns Narren seyn, so lange wir noch klug genug dazu sind, es wird eine Zeit kommen, wo die gerne Narren seyn würden, allein es wird zu spät seyn, wir werden nicht mehr Klugheit ge-

nug dazu haben. Wie glücklich sind die Narren, ihnen allen gefällt ihre Kappe, fragt aber unsere Weisen, ob ihnen ihre Kappe gefällt? o nein! dem Doctor gefällt sein Hut nicht, er möchte den Professorhut, dem Geistlichen gefällt sein Käppchen nicht, er möchte die Bischofsmütze haben, dem Kardinal gefällt sein Hut auch nicht, er möchte des Papstes Tiara haben. Wer ist also klüger, die Narren oder die Klugen? Narren reden die Wahrheit, das ist klug, daß sie die Wahrheit reden, weil sie Narren sind; ein Kluger aber wird sich hüten, so ein Narr zu seyn, und die Wahrheit reden! Ein Narr macht hundert, und das ohne Catheder, ohne Vorlesung, ohne Anstellung, bloß durch reine Narrheit, durch exemplarische Narrheit; wie viel Kluge werden angestellt, als Doctoren und Professoren, ohne je noch einen Klugen zu machen! „Ein Narr kann mehr fragen, als sieben Weise beantworten!" und sind die Fragen auch nicht klug, so sind sie doch frageweise, und doch

können sieben Weise sie auf keine Weise beantworten! „Narren haben mehr Glück als Recht,“ und da haben sie gerade Recht! sie sind keine solche Narren, daß sie Recht allein haben, da kämen sie an Unrechten, es ist ein rechtes Glück, daß sie Glück haben! „Wenn die Narren kein Brod äßen, so würde das Korn wohlfeil seyn!“ Nun aber ist das Korn sehr wohlfeil, ein Beweis, daß die Narren kein Brod essen; was essen sie denn, gar nichts etwa? ja Kuchen! Kuchen essen sie! welcher gescheidte Mensch wird also nicht lieber ein Narr seyn, und Kuchen essen, als ein Kluger und Brod essen? „Narren soll man nicht auf Eier setzen!“ Dieses Sprüchwort hängt mit dem Vorigen zusammen, da die Narren Kuchen haben, so haben sie gewiß auch Küch'lein, und wenn sie Küchlein haben, warum werden sie sich erst auf Eier setzen? Die Klugen hingegen sitzen beständig auf Eiern, denn sie brüten stets und sagen immer bedächtig „ei, ei!“ Kaum aber hat der Kluge ein Ei, so will es klüger seyn,

als die Henne! das passirt den Narren nie! „Narren wachsen ohne begießen.“ Seht aber die Klugen an, sie sind immer wie begossen und wachsen doch nicht; seht dafür die Narren an, wie schön sind sie gewachsen und blieben doch immer trocken!

O meine Freunde, noch mehrere der Vorzüge besitzen die Narren vor den Klugen! seht einen Klugen an, wie selten findet er ein weibliches Wesen, das eine Klugin seyn will, aber jeder Narr findet sogleich seine Närrin! Der Kleidernarr findet eine Kleidernärrin, der Büchernarr eine Büchernärrin, der Weibernarr eine Männernärrin, der gute Narr eine gute Närrin, ja, der kleinste Narr findet noch immer sein liebes Närrchen. Es giebt eine Narrenliebe, aber keine Weisenliebe, und ist uns nicht ein Narrenseil lieber, als ein kluger Strick?! Laßt uns also Narren seyn, meine Freunde, wenigstens an dem Tage Narren seyn, an dem die Welt klug genug ist, die Narren Narren seyn zu lassen. Der Fasching=

dienstag naht heran, laßt diesen Dienstag seyn einen Dienst=Tag und eine Dienst=Nacht für den Fasching, laßt uns zu Ehren des weisesten aller Narren, oder des närrischsten aller Weisen, dem Eulenspiegel zu Ehren, ein „Eulenspiegel=Fest“ begehen, aber es soll seyn lose und nicht fest, und doch eine lose Festlichkeit. Wir wollen festlich, wie die Spiegel zum Eulenspiegelfeste eilen, und da wir eine Tracht Narren sind, wollen wir auch in Narrentracht erscheinen. Wir wollen uns gegenseitig nichts aufmutzen, sondern jeder mutzt sich eine Mütze auf, und damit es narrhaft und nahrhaft zugleich sey, wollen wir die ganze Nacht zu Mittag essen, und wir wollen wohl weißlich und röthlich Weinen, bis wir den Himmel für eine einzige große Schlafmütze halten und bis uns die ganze Welt für einen Himmel halten wird, weil wir sternenvoll seyn werden. Wir wollen den Abend als närrische Kluge zusammen kommen, des Nachts als die klügsten Narren zusammen bleiben, und des

Morgens auseinander gehen, ohne zu wissen, weder wo der Unterschied zwischen Narrheit und Weisheit, noch wo unsere Wohnung liegt.

A m e n.

II.

Der Gerichts-Saal zu Allamatukukeli.

Allamatukukeli heißt die Residenz der Landschaft Bratikipizi-Dondiwatschi, in welcher ich einige vergnügte Tage zubrachte. Ich wohnte in dem Hotel Charitzectschupuen und bekam ein Zimmer in der Bell-Etage im zweiundvierzigsten Stockwerke. Der Wirth des Hauses, Herr Blamthlomtunzki, empfing mich mit attischer Urbanität und die liebenswürdige Tochter Fräulein Tschoptschitschipschap, sagte mir im rein-

sten Berlinisch: „Seind Sie mich willkommen, denn Ihre Kleetage verrath mich den vons Ausland!“ Ich hätte nicht geglaubt, daß ein Mädchen in Bratizipizi-Dondiwatschi so geläufig Berlinisch sprechen könnte; ich küßte ihr die Hand und sagte: „Mademoiselle Tschoptschitschipschap, prénez mon coeur pour vous!“ Mademoiselle Tschoptschitschipschap entzog mir ihr Hand und sagte: „Ne, französisch is mich zu gemeen, des is man für's Gesinde! Aberst Leute von Welt sprechen Berlinisch mit Meißnisch mank!“ „Ist mich angenehm!“ sagte ich, und sie bot sich an, mit mir einen Besuch in dem Gerichtssaal der Residenz Allamatukukeli zu machen, in welchem heute öffentliche Rechtssitzung war. Als wir hinkamen, war der Saal voll; allein da wir laut Berlinisch sprachen, machte man uns respektvoll Platz und wir setzten uns auf eine der besten Bänke. Die Richter waren versammelt und der erste Ankläger trat hervor, (Mlle. Tschoptschitschipschap verdollmetschte es mir), und

brachte seine Klage an, die mich nicht wenig befremdete. „Ich habe das Glück gehabt,“ fing er an, „in meinem zwölften Jahre von einer unheilbaren Blindheit befallen zu werden, die glücklich bis zu meinem zweiunddreißigsten Jahre anhielt. Es mögen aber ungefähr vierzehn Tage seyn, als der Doctor Zwonezekewizuli mich auf sein Zimmer lockte, in einen Sessel schob und mir, meines Sträubens ungeachtet, vermittelst eines Stiches das Augenlicht wieder gab, wie die hochweisen Richter sehen; ich klage also den Doctor peinlich auf Verletzung meines Glücks, auf Schadenersatz, Abbitte und Ehrenerklärung an! Unbeschreiblich ist das Unglück, das mir daraus entstand. Als ich auf die Straße kam, sah ich zu meinem Erstaunen, daß ich sah; allein was sah ich? ich sah, daß nichts Rechtes zu sehen war; ich sah, daß man die Augen zudrücken muß; ich sah, daß man blindlings d'rein gehen muß; ich sah, daß das Glück blind ist; ich sah, daß Alles unansehnlich ist; ich sah, daß es so fin-

ster war, daß man nichts sehen konnte; ich kam nach Hause und s a h, was sah ich? ich sah meine Frau, die ich für schön hielt, ich sah, daß sie nicht anzusehen war; ich sah, daß wenn ich eingesehen hätte, wie sie ausgesehen hat, ich mich besser vorgesehen hätte; ich sah durch das Schlüsselloch in die Kammer meiner Tochter und sah, was sah ich? ich sah, was man gar nicht nachsehen darf, ich sah, daß man sich nicht genug vorsehen kann; ich sah, daß mir das Sehen vergieng; ich sah, daß ich unversehens Großvater werde! ich sah in die Bücher meines Buchhalters, und was sah ich? ich sah in die Zukunft, ohne ein Seher zu seyn; ich sah, wie ich aussehen werde, wenn er fortfährt, sich so sehen zu lassen! Und nun komme ich hierher und sehe, was sehe ich? ich sehe, wie man durch die Finger sieht, wie man durch die Karten sieht, wie man mit andern Augen sieht; ja, wo ich hinkomme sehe ich, daß das Sehen ein Unglück ist; ich sehe, daß ich mich an der Allerbesten nicht satt sehen

kann; ja, daß man sich in der Schönheit sogar einen Narren sehen kann. Kurz ich sehe, daß das Sehen ein blinder Lärm, und daß die Blindheit ein sichtbares Glück ist, und trage daher auf die Verurtheilung des Doctors förmlich und dringend an!" — Das Gericht berathschlagte nun und entschied, daß der Doctor ihm zweitausend Silberstücke Entschädigung und viertausend Silberstücke Schmerzengelder dafür geben müsse, daß er ihn freventlich in das Unglück zu sehen gestürzt hat. Außerdem aber müsse er ihn mit seiner Kunst so lange Sand in die Augen streuen, bis er seine vorige Blindheit wieder erhält. — Die Partheien entfernten sich, und ein zweiter Kläger trat auf, und klagte den Arzt Rompukelidistranko folgendermaßen an. „Die Natur hat mir das Glück geschenkt, taub geboren zu werden, ich lebte auch im ungestörten Besitze dieses Glückes, als ich eines Tages in dem Garten des Doctors einschlief. Da überfiel er mich meuchelmörderisch, goß mir einige Tropfen Gift in meine Ohren, und schlich

davon. Ich erwachte und hörte zu meinem Erstaunen, daß ich hörte! Seit diesem Augenblick ist mein Leben eine Kette von Drangsalen; wohin ich hörte, hörte ich Sachen, daß mir das Hören vergieng! ich kam nach Hause zu meiner Frau und hörte, was hörte ich? ich hörte, wie glücklich ich war, als ich nicht hörte; ich lauschte an der Thüre meiner Tochter und hörte, was hörte ich? ich hörte, wie sie gehörig erhörte; ich ging in's Theater und hörte, was hörte ich? ich hörte, wie sich Leute hören lassen, von denen die Zuschauer wünschten, daß sie Aufhörer würden; ich gieng in die Conditorei und hörte, was hörte ich? ich hörte, was man alles von Menschen, die nichts von sich hören lassen, vom Hörensagen gehört haben will; ich gieng in Gesellschaft und hörte, was hörte ich? ich hörte, daß Niemand darauf hört, wenn man ihm etwas sagt, was sich hören läßt; ich komme zu Gericht und höre, was höre ich? ich höre, wie man beim Verhöre das Beste verhört und verheert; kurz ich höre,

daß man nirgends was Gutes hört, daß das Hören eine taube Nuß werth ist, und daß das Taubseyn ein unerhörtes Glück ist und trage daher auf die Verurtheilung des Doctors dringend und förmlich an." — Das Gericht berathschlagte nun und entschied, daß der Doctor ihm zweitausend Silberstücke Entschädigung und viertausend Silberstücke Schmerzengelder geben müsse, weil er ihn freventlich in das Unglück zu hören gestürzt hat, und daß er ihm so lange mit seiner Charlatamene in den Ohren liegen muß, bis er ihn komplett taub geredet. Die Partheien entfernten sich und ein dritter Kläger trat auf, und klagte den Doctor Krampalskilitz folgendermaßen an: „Durch ein besonders glückliches Ereigniß verlor ich in einem Alter von achtzehn Jahren meine Nase; da ich keinen redlichen Finder aufforderte, sie gegen eine Recompense wieder zu bringen, lebte ich ein nasenlos glückliches Leben, bis in mein sechsundzwanzigstes Jahr. Um diese Zeit machte ich die Bekanntschaft des Doctors, er giebt

mir ein Opiat und zieht mir in meiner Betäubung die Haut über den Kopf herab, und als ich erwachte, entdeckte ich zu meinem Entsetzen, daß mir eine Nase angedreht wurde! Zornig ließ ich die Nase hängen! Wie glücklich war ich in der Zeit, als mir keine Nase unter die Augen kam! Nie hat mich meine Frau bei der Nase herumgeführt! Nie tanzten mir meine Kinder auf der Nase herum! Nie schlug mir ein Mädchen die Thüre vor der Nase zu! Nie lachte mir ein unverschämter Straßenjunge unter die Nase! Nie zog ich bei der Behörde mit langer Nase ab! Kein Mensch machte mir den Vorwurf: er steckt seine Nase in Alles! Nie wurden mir meine Fehler unter die Nase gerieben! Nie nahm mir Jemand etwas vor der Nase weg! Nie durfte ich mich selbst bei der Nase zupfen! Keine Begierde stach mich in die Nase! Nie trug ich die Nase hoch, noch rümpfte ich je die Nase! Nie wurde ich Naseweis gescholten! kurz ich war glücklich! und nun! nun bin ich ein unglücklicher Patron, dem man den

Unmuth an der Nase ansieht! Frage ich nach etwas, so heißt's: Er steckt die Nase in Alles! antworte ich, so sagen sie: er ist auf die Nase gefallen! Will ich etwas nicht bemerken, so stößt man mich mit der Nase darauf! Will ich etwas nicht wissen, so bindet man es mir gerade auf die Nase! will ich etwas erfahren, so heißt's: gehen Sie nur der Nase nach! Wenn ich ein Bischen über das Maaß trinke, so schelten sie: er hat die Nase begossen! Bin ich auf etwas neugierig, so sagen sie: laß deine Nase davon! Spreche ich leise, so heißt's: ich näsle! Seitdem ich meine Nase wieder habe, bin ich der unglücklichste Mensch der Welt! Selbst hier im Gericht kann eine Nase mein Unglück seyn, wenn man dem Gesetze eine wächserne Nase macht, kurz seitdem ich eine Nase habe, nas't mich das Schicksal auf alle Weise, und wenn ich keine Nase hätte, würde es mich nicht halb so verschnupfen, und ich trage daher auf die Verurtheilung des Doctors förmlich und dringend an." — Das Gericht berathschlagte nun

und entschied, daß der Doctor ihm zweitausend Silberstücke Entschädigung und viertausend Silberstücke Schmerzengeld geben müsse, und daß er ihm so lange mit seiner Kunst um die Nase gehen müsse, bis er sie ihm ganz abgenast hat. — Die Partheien entfernten sich, Fräulein Tschoptschitschipschap machte eine Bewegung aufzustehen, ich reichte ihr den Arm und wir verließen den Saal; „ich weiß,“ sagte sie, „Sie werden dat ahles ins die Zeitung setzen!“ „Sie haben eine feine Nase!“ sagte ich. „Ei,“ erwiederte Fräulein Tschoptschitschipschap, „dat is man eenem anjeboren!“

III.

Die Buchsiederei,

oder

was kochen wir heute? was morgen?

„Ein Kochbuch für verschiedene Schriftstellerstände, zum nützlichen Hausgebrauch an Sonn-, Feier- und Wochentagen; zum Zubereitungsbedarf aller literarischen Speisen, sowohl für die Fleisch- und Bratentage des Phantastisch-Romantischen, als für die Buß- und Fasttage des Wissenschaftlichen, nebst einem Titelspeisezettel für ein-, zwei-, vier-, auch sechsbändiges Werke mit oder ohne „oder.“

Ich weiß nicht, ob Frauenzimmer und Bücher schon verglichen worden sind. Mir scheinen sie sehr ähnlich zu seyn, und da ich beide sehr liebe, und schon so ziemlich viel gelesen und — geliebt habe, sind mir diese Aehnlichkeiten sehr aufgefallen. Man höre! Ich sage, Mann höre, Weib aber halt ein wenig das Ohr zu. Das Mädchen ist eine Idylle, die Jungfrau eine Ode, das Weib ein didaktisches Epos und die Matrone der Epilog der Weiblichkeit; die Schönen sind die Pracht- und Velinausgaben von Ovid's Kunst zu lieben, und die Häßlichen der unkorrekte Bürstenabzug eines Mausberger'schen Nachdrucks. Die Spröden gehören unter die Märchen und Erzählungen, die Koketten unter die periodischen Unterhaltungsschriften, die Eitlen unter die Modejournale, die Schwatzhaften unter die allgemeinen Repertoirs, die Verläumderischen unter Länder- und Völkerkunde, die Verträglichen unter Raritäten und Curiosa, die Treuen unter Anekdotenlesen, die Stillen zu den Wun-

dern im Gebiete der Natur, die Zänkischen zu den Andachtsübungen frommer Christen, die Belesenen zu den Wörterbüchern, und die Verschwenderischen endlich, zu den Rechnungsfaulenzern. Die meisten Frauen haben auch, wie die meisten Bücher, mehr schwache, als starke Seiten, und bei Frauen und bei Büchern ist man nach den verbotenen am meisten lüstern. Bücher und Frauen sind sich auch noch darin ähnlich, daß, wenn sie von ihren Vätern nicht schön ausgestattet werden, sie trotz ihres Werthes doch schwer an den Mann zu bringen sind. Leihbibliotheken und Bordelle thun dem heiligen Ehestand und dem Buchhandel gleichen Eintrag. Das Gesicht ist beim Frauenzimmer das, was der Titel beim Buche ist; ist Gesicht und Titel schön, auffallend und prachtvoll, so ist das Werk bald verkauft; die meisten Jünglinge sehen nur auf das Gesicht, und nicht auf den Inhalt des Herzensbuchs. So macht es auch der Buchliebhaber; hat das Buch einen schönen Titel, er kauft's, ohne auf den In-

halt zu sehen. Der Titel eines Buches muß also natürlich schön seyn, oder gewaltsam durch Schminkmontur und andere Hülfstruppen und verbündete Mächte, zu einem Schönen creirt werden, Alles wie es, wenn man kurzsichtigen Sterblichen trauen darf, auch bei Frauen der Fall seyn soll. Es kömmt also auf den Titel Alles an. Wir haben daher einige wenige Formulare aufgesetzt, nach dem jeder, der ein Werk zusammensiedet, wie man aus verschiedenen Ingredienzien so etwas zusammen zu kochen pflegt, eine kleine Anleitung habe; denn bei der Schnelligkeit dieser Buchkocherei, wo man sich stets fragt: „Was kochen wir heute? was morgen?“ wäre es gar keine üble Spekulation, wenn man Titelmacher, so wie Mehlspeisenmacher hätte. Ich errichte daher ein Gewölbe mit der Ueberschrift: „Hier sind alle Gattungen Titel um die billigsten Preise zu bekommen; auch werden Bestellungen auf größere Partien angenommen, welches

aber die Herren Verfasser vier und zwanzig Stunden früher kund zu geben belieben mögen. Wer zehn Titel nimmt, bekommt einen gratis."

Zur Musterkarte möchte ungefähr Folgendes dienen:

Titel-Musterkarte.

I. Für lyrische Assietten.

Seufzerbälge, gefüllt mit Schmetterlings- oder Siberbachschilfgelispel auf den Hesperidalen einer Mondsfinsterniß. Ein Herzensangebinde für die Gönnerinnen lauer Thränen.

Trauerschleier, Thränenflöre, Dämmerungs-Guirlanden und Zwielicht-Mäntel für körperlose Seelen.

O! und Ach! oder zwei Selbstlauter aus dem ABC der Sphären. Ein Seufzerbüchlein für jeden Monat, mit dem Motto:

O Juni, Juli, Mai, April, August, September,
Ach, Oktober, November, Januar, Februar, März,
Dezember.

Die schmollenden Blumenknösplein und die versöhnlichen Sommerfäden.

Christalla, Christallina, oder „Christalle bedeuten Zähren," zweiter Theil von „Emilia Galotti," oder „Perlen bedeuten Thränen."

Das schluchzende Herz, ein Erinnerungsblümlein.

II. Für dramatische Pasteten.

Patroklus der um Troja Geschleifte, von .... Mit griechischen Rossen.

Fünfhundert Nächte auf dem Chimborasso, dreiundachtzig Tage in Spaa, sechs Stunden in Abyssynien und eine Minute im Monde; ein dramatisches Drama.

Herein! ein hausmachendes Theaterstück.

Europa, Asien, Afrika, Amerika und Australien in einem andern Welttheile, ein Lokalstück; NB. neu.

III. Für didaktische Gemüse.

Die Schnellfuhr, oder die Kunst: in drei Stunden ein guter Humorist zu werden, mit Jean Paul'schem Vorspann.

Die Mumie der Kunst in den Behausungen der Natur; eine ökonomische Poesie mit dem Motto:

„Es wiegt, wie der Seiltänzer Ravel der Große,
Die Biene sich auf reifbekleidetem Moose."

Mogol der Kurze, oder die Kunst, auf Alles einen kurzen Reim zu machen, z. B.

O Natur!
Wie verlassen und einsam wandelt ein
Hungriger Sohn der ernsten Melpomene
Hier auf deiner göttlichen, doch leider nicht
Sättigenden Spur!

Ursprung der Ursprünge, Quell der Quellen und Brunnen der Cisternen, ein sicherer Zuführer in's Dunkel der Dunkelheiten.

Ist das Cis von Cicisbeo, oder das Gis von Gingis-Chan in der deutschen oder italie-

nischen Musik heimisch? Eine Untersuchung zum Wohlklange der Harmonie.

IV. Für vermischte Confecte.

Quae? qualis? quanta? oder Correspondissimus! Eine Anleitung, heimische Lügen in auswärtigen Zeitungen für wahr auszugeben, das Vaterländische herabzusetzen und mit vieler Geläufigkeit viel zu sprechen und nichts zu sagen.

Die präadamitischen und postadamitischen Theaterkassen. Eine Original-Analyse zur Analektik der Theaterkassen überhaupt, mit einigen Seitenhieben auf Kassastücke und Kassahelden.

Beweis, daß Shakespeare nicht Deutsch verstand.

Crachos los studos los cevalieros! oder Fingerzeige für angehende Schauspieler, in Hin-

sicht der Behandlung von Coulissen und Reitpferden.

Arsenal, Belvedere und Panorama der Katzbalgereien, ein Jahrgeschenk für Journalisten und Redakteurs!

Die Kunst, auch ohne Hülfe eines Arztes nicht alt zu werden, für Mädchen und Frauen.

Alles! Alles! Alles! ein unentbehrliches Buch für Alle! Alle! Alle!

Nach dieser Musterkarte müßte mein ganzes Titelmachergewölbe bestehen, und ich bin versichert, fleißig von Buchköchen und Köchinnen besucht zu werden.

IV.

Kleines ABC Büchlein für große Schauspiel-Kinder.

Abgang.

Ein guter Abgang ist der beste Eingang in die Gunst der Gallerie. Das Erste, was unsere Schauspieler in ihrer Rolle nachsehen, ist ihr Abgang; haben sie einen sogenannten guten, einen luftzerfetzenden, lungenflügelaufspreizenden, hand- und fußabzappelnden Abgang, so hat das Werk des Dichters ihren Beifall, wo nicht, so heißt's: es ist nichts an der

Rolle. Es giebt Schauspieler, die sich Abgänge einlegen, wie unsere Sängerinnen neuerer Zeit sich Arien einlegen. Sie ziehen nämlich, wie die Taschenspieler, die Worte wie Bänder aus ihrem Munde, und wenn die Rede zu Ende ist, so drehen sie sich um, als wollten sie abgehen, schreiten bis an die hintere Couliße und kehren wieder um. Diese Abgänge nenne ich die wattirten Abgänge, es sind falsche Kunstwaden für Nichtkenner.

Abonnent

heißt ein guter Kerl, der ins Theater geht, wenn alte Sachen gegeben werden. Alles Gute und Neue wird ihm aufgehoben, das heißt: es wird mit aufgehobenem Abonnement gegeben. Der witzige Castelli sagt: Abonnent heißt auch der Schauspieler, der auf eine Zeitschrift abonnirt und auf diese Weise eine viertel-, halb- oder ganzjährige Freundschaft mit dem Redakteur abschließt.

Action

heißt eigentlich Körper- oder Handsprache, da-

mit sind aber unsere Schauspieler nicht zufrieden, weil sie mit der Sprache nicht zufrieden sind, sie sprechen nicht, sie brüllen, folglich wird die Action zum Handgebrüll! Sie machen aus der Kunst ein wirkliches Handwerk, sie wissen mit ihren zwei Händen so zu agiren, daß man glauben sollte, sie haben viere, sie agiren ihre Rolle à quatre mains allein herunter. So habe ich es von einem Schauspieler gesehen, daß er als Hauptmann Lindek (im Herzogsbefehl) der, wie bekannt, nur eine Hand hat, bei den Worten: „ich habe nur eine Hand," die Hand vorstreckte, und dann bei den andern: „denn diese fehlt mir," die andere Hand hervorstreckte, um es recht deutlich zu machen, „diese Hand hier hab ich nicht!"

Affen

giebt es sehr viele in den Musentempeln, diese schauen den ersten Künstlern Alles ab, nämlich das Räuspern und Händereiben; den Verstand gucken sie aber nicht ab. Solche Affen gefallen sich sehr.

Affektation

ist das Rauschgold des Gefühls, ein bloßer Scheinauslegekasten. Affektation verhält sich zum Affekt, wie der Wahnsinn zum Sinn, es ist Wahnaffekt. Unsere jungen Musendamen bereichern ihre Kunsttoilette sehr mit den Affektationsbüchschen, sie streichen sich so zu sagen mit ihr an. Sie ist aber zum Glück eine Lügnerin, man glaubt ihr nichts; schwimmt sie in Thränen, so wissen wir, das sind Illuminationslämpchen, mit denen auf Allerhöchsten Befehl freiwillig beleuchtet wird; und tanzt sie vor Freude, so sehen wir, daß es ein einstudirter Eiertanz ist; kurz Affektation ist ein löcheriger Mantel, durch welchen wir alle Höcker und Ueberbeine klar und deutlich durchschimmern sehen.

Auffassen.

Unter diesem Worte versteht die Kritik den Geist der Rolle. Die Schauspieler verstehen darunter die Coulissen, sie fassen dieselben auf und schleudern sie umher.

Aktien.

Theateraktien, oder Musenobligationen, ein Produkt der neuern Zeit, des papiernen Direktionen-Zeitalters. Ihr Cours hängt lediglich und allein von der Witterung ab. Ist nämlich die Witterung so rauh und unfreundlich, daß sich vermuthen läßt, diese und jene Sängerin, oder dieser und jener Sänger könne heute eine rauhe Kehle haben, so sinken die Aktien u. s. f. Es läßt sich deßhalb erwarten, das man neue Aktienbarometer erfinden wird, um sie in und auf Börsenhallen aufzuhängen, ungefähr nach folgendem Schema:

Schönes Wetter	pari
*) ganz schönes Wetter	95
trübes Wetter	84
stürmisch und ungünstig	50

---

*) Ganz schönes Wetter ist für Theateraktien auch kein gutes Wetter, denn da machen die Stimmen Landpartien und die Theaterkasse wird zur Wasserparthie.

außerordentliche Kälte, id est des Publikums 36

Gefrieren, id est des Unternehmens . —

und so fort. Ich wundere mich, daß es keine Freikäufer auf der Börse giebt, wie Freibillette im Theater. Solche Freikäufer nämlich sollen von der Aktiengesellschaft zwanzig Aktien bekommen, damit sollen sie gegenseitig auf der Börse Geschäfte machen, sie einander um hundertsechs bis hundertzwölf abkaufen; nach der Börse geben sie die Aktien wieder ihren Eigenthümern zurück.

Alles

spielen verschiedene Schauspieler vortrefflich, die gar nichts gut spielen. Es sind die theatralischen passes par tout, man kann sie gewöhnlich nicht brauchen, aber zur Zeit der Noth sind sie kostbar. Solche Allesspieler und Nichtskenner sind die wahren Augenäpfel aller Direktionen; schade, daß es Aepfel ohne Kern sind.

Alte Mütter

giebt es in der Wirklichkeit nicht, jede Schau-

spielerin, die diese Rolle spielt, sagt, sie ist noch zu jung und es wäre ganz und gar ihr Fach nicht. Das Alter der Schauspielerinnen gehört auch zu den Direktionsgeheimnissen. Am Mittage ihres Lebens, ungefähr zu dreißig Jahren, halten sie eine Sieste und machen ein Mittagsschläfchen, das zwanzig Jährchen dauert, sie erwachen, und sind plötzlich fünfzig Jahre alt.

Anonymus

ist ein Rezensentenkerl, der sich vor Prügel fürchtet, übrigens ein schädliches Thier. Er lobt den, der ihn zu einer Theeparthie bittet, und schimpft den, der ihn nicht grüßt, oder der ihm aus Versehen auf das Hühnerauge trat. Der Lebenswandel eines solchen Anonymus ist zuweilen folgender: Er schreibt oder läßt ein Stückchen von sich aufführen, läuft dann als Pseudonymus in die Abendzeitung und lobt sich nach seiner vollen Ueberzeugung, zitirt dann als Anonymus jene Rezension in einer andern Zeitung, schreibt dann eine dritte

in einer dritten u. s. w. und erklärt in einer vierten bei seiner Ehre, er schreibe nie Rezensionen.

Applaus

war früher nur in der einfachen Zahl gebräuchlich, weil er auch sehr einfach war, wer gut spielte, erhielt Applaus. Jetzt haben wir Applause. Schönheitsapplause, die der Figur der Schauspielerinnen gelten und die blos mit dem Naturpaß beschäftigt sind. Kleiderapplause, wenn eine Aktrice in schönem Kostüm erscheint; diesen Applaus bringen lustige Gesellen dem Schneider aus, die Dame dankt, vermuthlich hat sie es mit dem Schneider so abgemacht. Räthselapplause, wo der Zuschauer nicht errathen kann, was der Schauspieler eigentlich wollte, jeder denkt sich etwas anderes, und applaudirt eigentlich sich selbst, daß er dieß Räthsel lösete, der Schauspieler bedankt sich; dieß ist besonders bei stummen Rollen und Stellen der Fall. Aktien- oder Familienapplaus, Dichter exerciren vor dem Stücke ein Regiment

hohe Galleriezuschauer, bei welcher Stelle sie applaudiren sollen. Stehender Applaus, der von den auf einem Theater haftenden Freibilletten herrührt. Bier= oder Sonntagsapplaus, die froh erregten Kunst= und Dunstgemüther der oberen Region jubeln die Repräsentanten eines Karl Moor's, eines Jaromir's, eines Faust's heraus, und der bescheidene Künstler dankt für die würdige Anerkennung.

V.

Abend-Vision.

Die Königin unseres Welttheaters, die Sonne, sank hinter den Gebirgs-Coulissen unter, und zog die lange, rothe, purpurne, mit goldenen Wolkenflitterchen besäete Abendroth-Schleppe über den ganzen westlichen Himmel nach. Im Zwischenakte von Tag und Nacht erscholl die Hofkapelle der Natur, der Gesang der Luftbewohner und der Osthimmel steckte schon immer mehr und mehr die schimmernden argand'schen Lampen an, über welchen die blaue Decke, wie eine sie schützende Veilchenglocke hing. Der letzte verklingende Ton der Abendglocke bebte wie der Scheidegruß des dahin geschwundenen Tages durch stillwehende Zweige. Ich öffnete

das Fenster, und sah hinaus in die Unendlichkeit, in den Raum, die Wiege und das Grab aller Wesen. — In dem Oberhause war die Pairskammer der Sterne schon versammelt, — gerade über mir schimmerte das Siebengestirn, die Septemvirtafel dieser leuchtenden Welten; die Natur hielt ihren Athem an, und die heilige Stille lag wie eine Sargdecke auf dem geschlossenen Auge der Welt, — ein warmer Hauch, wie der leise Seufzer eines unaussprechbaren Bangens wehte durch die Luft, und zog mich hin in das süße Laubad der Sehnsucht, — namenlose Empfindungen und Schmerzen legten sich wie elastische Brusthütchen warm und geschmeidig an mich an; und die dünnen Schuppen fielen ab von den Schnittwunden der Liebe, und rothe glühende Tropfen quollen heiß aus ihnen heraus, und die Eismützen der kühlenden Zeit zerschmolzen an dem Anhauche einer glühendheißen Sehnsucht; und Lyssa's Andenken tauchte wie eine neue, noch unbewohnte Insel der Seligen aus meinem Herzen auf. —

Ich glaube sie zu sehen, und die leisesten Conturen wurden mir ansichtig. Der Goldschimmer ihrer Lockenfülle; das Aetherfeuer, das wie ein Freudenfeuer der jubelnden Natur aus ihren Augenkelchen leuchtete; das Lächeln, das wie ein Engelkind mit den Lippenrosen spielte; das durchsichtige Sultanstuch überirdischer Reize, das ihr Gesicht umwehte; der Rhytmus ihrer Bewegungen: Alles das spielte wie ein Sonnewendefeuer vor meiner trunkenen Phantasie. — Ich sog mit langen gierigen Zügen, wie ein Taubstummer an der Süßigkeit der Täuschung, und in mir sprang der Springquell reiner Wonnen, und mein Herz schlug heftig; und Alles um mich zerrann in einen freundlichen Nebel, und in den Augen schwammen mir die zarten Wasserpflänzchen des süßen Wonnemeers, die Himmelsschlüßlein der Empfindungen, und in diesen lichten Wasserwölkchen brachen sich die Sternenstrahlen; und alle Farben des Regenbogens glänzten, und schimmerten in mein Inneres zurück. Ich war aufge-

löst in eine einzige Empfindung einer stummen, stillen, und doch glücklichen Liebe; — alle Blutegel des Hasses, der Feindlichkeit, des Neides, fielen ab von mir, und aus ihren dreispitzigen Wundritzen floß aus das empörte Blut der Leidenschaften, und das Gift der Lieblosigkeit. — Ich hätte meine Fühlhörner ausdehnen mögen, daß sie die Unendlichkeit umfaßten, und meine Gehör-Maschinen legen mögen an alle Wesen der Natur, um zu wissen, ob auch ihre Pulse in so klarer Seligkeit klopfen! ich wollte mich hinbeugen auf Lyssa's Hand, die wie die Hand der Ewigkeit mir aus lichten Wölkchen entgegenstralte, und rufen: „O Lyssa, laß in einem Kusse mein ganzes Leben versiegen.“ Da stieß ich die Stirne an die Fensterscheibe; — ich erwachte aus der Täuschung; die Gestalt verschwand. — Die Thränen-Aehre sank von der eigenen Fülle schwer zu Boden, und mein Herz schloß sich zu, wie eine Austerschale. — Das Siebengestirn stand noch über mir, und schien mich mit seinen Vexir-Spiegeln hohn-

zunecken! — alle Sterne schienen mit Spott auf mich herabzuschauen, und die Luft dünkte mir schneidend und kalt, wie aus den Eisspalten der Vernichtung hervorgequollen. Durch einen stehenden Nebel wogten die Umrisse einer gigantischen Felsenmasse, und oben auf dem unersteiglichen Gipfel stand Lyssa, spielend mit den Sternen, nahm sie wie Lettern aus dem runden Setzkasten des Himmels, und setzte das Wort: „Entsagen" zusammen; ich sank nieder im Schmerzkrampf der Gefühle, und die Goldader-Knoten der Hoffnung sprangen in meinem Herzen auseinander, die Erschütterung untergrub die Säulen der Standhaftigkeit, mein Auge erblindete bei dem Fackeltanz der Gestirne; meine Brust zog sich krampfhaft zusammen, und in dem Buche meines Lebens war ein leeres Blatt eingeschossen. — Da fühlte ich mich von einem stehenden Dufte eingeschlossen, und eine Hand faßte mich, die Hand war nicht kalt anzufühlen, aber kein Pulsschlag belebte sie, keine Blutader

rollte in ihr, — der Duft, der mich umgab, stand dicht, wie eine Säule, und ich wurde von der unsichtbaren Hand ergriffen, und mit ihm weggeführt. — Als ich mich von meiner Stelle wegbewegte, klang's hinter mir, als wenn ein Weltbeben das Universum zum Tode läutete — alle Körper fielen wie Sägespäne hinter mir weg, und die Hand leitete mich starr und bewegungslos über die höchsten Bergrücken; und in der Tiefe unten rauchte die Schädelstätte von Millionen Menschengeschlechtern, und darüber stand eine Blut-Eisdecke, und ein unendliches Gewinsel zertretener Jahrtausende quoll zu mir herauf; und mir zerrann das Blut in den Adern; und ein Schwindel ergriff mich, und ich stürzte hinab in das Gewinsel. — Da fühlte ich mich einen Augenblick schweben auf dem stockenden Blutdampfe, die unsichtbare Hand ergriff mich wieder, und zog mich hinauf in die Luft; und unter mir hing an einem schwarzen Kloben das ganze Weltall, wie die gegerbte Haut einer Riesen-

schlange, ausgedorret und schwarzscheußlich, und auf dem Bauch und Rücken waren die einzelnen Welten, wie falbe Punkte und Flecken sichtbar, und der Wind spielte mit der hängenden Haut, und dorrte sie immer mehr aus. — Da klang's dumpf, wie das Zuschlagen eines Sargdeckels in mir, und der letzte Funke verglimmte in mir, — da ergriff sie mich, die kalte unsichtbare Hand, und führte mich schnell, wie die Windsbraut, fort durch die wogende Luft, und ein heller Klang floß durch die Wolke, und der letzte Glockenschlag der Zeit erscholl, und zerriß den stehenden Duft, der mich eingeschlossen hielt, — über — unter — neben — und um mich sah ich weiße schimmernde Sonnenpunkte, und die Punkte wurden immer größer, floßen in ein großes Lichtmeer zusammen, und in diesem Lichtmeer schwammen, in ein ewiges Lächeln getaucht, die verklärten Gesichter aller meiner Freunde und Jugendbekannten, wie Wasser-Lilien; und in jedem ihrer Augen quoll eine zitternde Perle, und in die-

ser zitternden Perle zitterte das große unendliche Licht, und zog mich hinab, — und wie ich mich hinneigte zu den schimmernden Gesichtern, verzogen sie sich in Eines, und ihr Lächeln schwamm zusammen, und ihre Thränen floßen in einander, und das ganze Lichtmeer legte und wickelte sich um mich, und stürzte mit mir durch die Unendlichkeit bis an die Pforte der Ewigkeit. Weg flogen die Riegel, — hinter mir verschwand die Fallbrücke der Zeit — das Thor flog auf, und ein Sonnenrad schwang sich im unendlichen Raum — ein nie versiegender Glanz strömte davon aus, und im Mittelpunkte schimmerte der Brennpunkt, und ich erkannte Lyssa. — Aber es war keine Gestalt; es waren keine Formen; es war nur ein wogender Duft, ein Schimmer, und doch erkannte ich Lyssa — ich stürzte nieder neben ihr, — es zischte wie ein Wassertropfe, der auf glühend Eisen fällt, und ich war aufgelöset in einem lichten Aether, und spielte im Abglanz Lyssa's; — das große Sonnenrad drehete sich

um uns, und wir standen unter der Cascade ewigen Lichtes in einem Lichttropfen zusammengeschmolzen, und zogen unsterbliche Vereinigung aus dem um uns in Funken zerstäubenden Strahlenfalle. — Da wehte es mich kalt an; ich erwachte aus meiner Vision — noch stand ich am Fenster, ein kalter Luftzug hat mich erweckt. — Noch hing die blaue Kuppel sternenbesäet über mir — die blasse Mondesscheibe leuchtete wie eine stille Dulderin mir zu, — die Stille sprach mich so wundersam an, — mir ward so wehmüthig wohl — eine warme Thräne stieg wie die süße Vorahnung der ewigen Vereinigung mit Lyssa, mir in's Auge, — ich fühlte mich so leicht, und mein Herz so voll banger, süßer Empfindungen, — es drängte mich, einem lebenden Wesen an die Brust zu sinken; mein Mund verzog lächelnd zu einem seligen Weinen sich, und die salzlosen Wassertropfen quollen aus dem umflorten Auge, durch welches das besternte All mir Friede und Hoffnung ins Herz blinkte. Ich sank auf die

Knie, und lispelte die leisen Worte durch die zarte, fortbebende Luft: O Lyssa, wenn du mir auch fern bist, wie dort der glänzende Sirius, und die Unendlichkeit sich, wie ein Riese, zwischen uns legt, hörtest du auch nie den leisen Seufzer meiner Liebe, und muß ich dich, wie die freundlich leuchtende Welt da oben, von ferne anschauen, und kniend anbeten: doch einst wenn dieses Leben, das Vorwort der Ewigkeit zu Ende geht, wenn aus den Sargritzen lächelnd die Gestorbenen aussteigen, wenn alle Wellen wie Tropfen, und alle Menschen wie Infusions-Thierchen in diesen Tropfen in die Hand des großen Vaters zusammenrinnen, dann bin ich in deiner Nähe, und ein Element: unsterbliche Liebe wird uns umschließen, und zu was sich hier die Seele geneigt, muß sich nach ewigen Gesetzen dort festhalten und in ewiger Seligkeit umarmen!"

VI.

Leere Betrachtungen

über den

vor mir liegenden leeren Bogen Papier.

Freundlich lächelt mich der leere Bogen Papier an, wie das Gesicht einer Tänzerin bei einem ronde de jambe, wie die Augen einer Dame auf den Subscriptionsbällen, und wie das Repertoir eines Theaters. Weiß wie Rußlands Ebenen liegt das Papier vor mir, und ruft der napoleonisch-wüthenden Feder zu: Bis hierher, und weiter nicht! rein sind die Fluren! unschuldig diese Hütten! schwärze sie nicht

an bei der besonnten Mitwelt.“ — Ein Schauer ergreift mich, aber mein Schicksal reißt mich hin; das schwarze Verhängniß bricht über das weiße Gefilde herein, und bereits trägt die blendendweiße Velinhaut die Solennarben des nichts verschonenden Kiels. Wenn ich bedenke, was aus diesem weißen Bogen hätte werden können, so erbebt mein Inneres! — Ein Rothschild hätte mit einem einzigen Federzug ihm einen Werth von Millionen gegeben, es hätte ein herrlicher Wechsel daraus werden können, und nun, was ist daraus geworden? — Eine Schöne hätte darauf die zärtlichsten Ergüsse ihres Herzens schreiben können, er hätte das Glück eines Liebhabers durch ein einziges „Ja“ und das Glück eines Bewerbers durch ein einziges „Nein“ machen können! — und nun ist er nichts geworden. Kein Ja, kein Nein, bedeutungslos wie das Blinzeln einer Sängerin geht er vorüber! — Unter der Hand eines Restaurateurs hätte er zum einladendsten Speisezettel werden können; die feinsten Gerichte,

das delikateste Wildprett, und die seltensten Fische hätten den Leser angelächelt, und jetzt, was ist aus ihm geworden? ein nichtssagendes Ding, ein gewöhnlicher Brei; ein mageres Gericht, ein fauler Fisch, und höchstens ein Braten für Spötter! — In der Hand eines Weinhändlers hätten Champagner, Burgunder, Rhein- und Capwein von seinem Antlitz uns angelächelt, und jetzt, was ist aus ihm geworden? — Eine Wadzeks-Büchse, leer und inhaltlos, voll Grüneberger, oder höchstens ein Ausbruch fader Laune. — Unter der Hand eines Schneiders, was hätte aus ihm werden können? — Ein Maß?! das die reizendste Taille umfaßte — in der Hand eines Schusters ein Maß, das das reizendste Füßchen umschließt, und nun, was ist aus ihm geworden? eine Langeweile ohne Maß, etwas, das nichts umfaßt und nichts umschließt! Wohl hast du Recht, geliebter leerer Bogen Papier, der ich dich nach und nach um all' deine Weisheit bringe, was du wohlweislich ver-

schweigst, plaudert die schwarzkünstlerische Feder aus! — Aber bedenke, was du auf eine andere Art hättest werden können! — Unter der Hand eines —˘˘ wärest du zum Schwefelhölzchen für zotenliebende Zuschauer geworden! — Unter der Hand eines —˘ wärest du zum Stiefelknecht eines Gelegenheitsgedichtes geworden! — In der Hand eines Arztes zum Waisen- und Wittwenfabrikanten! — In der Hand eines Rechtsgelehrten zum Amputations-Instrument der Gerechtigkeit! — In der Hand eines Jesuiten — zur Inoculir-Nadel der Heuchelei und des Mysticismus! — In der Hand einer Buhlerin — zur Venus-Fliegenklappe der Unschuld! — Dann, o du weißer, leerer Bogen Papier, dann freilich ist dein jetziges Loos besser, und du bist nun halb weiß, halb schwarz, ein sogenannter Mulatte, aber du bist unschuldig wie der Liebeskuß einer zahnlosen Coquette; friedlich wie ein Mädchen am Hochzeittage, und ohne Consequenz wie des Herrn von Ottenfels Intervention.

Wenn ich auf dich zurückblicke, und nun betrachte, daß deine beschriebenen Seiten eben so leer sind, als deine unbeschriebenen, freue ich mich, so viel gute Seiten an dir zu entdecken; ich will aber nur abbrechen, um dir noch Weisheit genug übrig zu lassen, da es meinen Hörern doch schon schwarz vor den Augen wird. Denn meine leeren Betrachtungen sind zu leer, wenn man ihnen alles nachsagt, so kann man sie doch der Völlerei nicht beschuldigen. Ich segle mit meinem Federschiff immer mehr aus dem stillen Ocean des Papiers heraus, der Tisch rückt wie Land mir immer näher; es ist für Euch das gelobte Land; denn ich muß nun schweigen, das Schweigen aber ist der Gott der Glücklichen. Dem Glücklichen schlägt keine Uhr. Ohne Uhr ist keine Feder, ohne Feder ist nicht nur kein Schreiben, sondern auch kein Leser, also schweig ich ohne viel Federlesens!

VII.

Trostrede an eine Wittwe.

Endlich meine Liebe! lebe ich wieder auf, denn ich bin todt und habe den Himmel gefunden, den du mir am Tage unserer Verlobung versprachst. Meinen letzten Willen kennst Du, es war der, Dein Mann zu werden. Seitdem hatte ich keinen Willen mehr; willst Du aber ein Testament, so verweise ich Dich an das alte Testament, in welchem es heißt: „Du (der Mann) sollst sie beherrschen.“ Als Du hinter meiner Leiche giengst, schienst Du mir liebenswürdiger als je, denn es war das erste Mal in Deinem Leben, daß Du mir

folgtest; hast Du nicht Alles gethan, mir meinen Tod zu erleichtern? War ich es nicht durch Dich gewohnt, stets die Augen zuzudrücken? War ich nicht so sehr Dein Leben, daß mein Leben gar kein Leben war? Siehe, Du, die ich im Tode liebe, nur kurze Zeit ward es mir vergönnt, an Deiner Seite zu seyn, und auch dafür danke ich dem Ewigen! In deinem Besitz und Nichtbesitz lernte ich Himmel und Hölle kennen; es ist nun Zeit, daß ich auch die Erde kennen lerne. Ich gehe ein in das Reich der Todten und habe nur den einen Wunsch, daß Du mich da nie, o nie einholen möchtest. Mann und Weib sind ein Leib und eine Seele; so ging es uns auch, denn ich war eigentlich gar nichts, Du warst Mann und Weib, Alles hab' ich Dir geopfert, ich hatte keinen Sinn mehr für Musik, denn Du machtest mich alle Harmonie vergessen; ich hatte keinen Sinn mehr für die Jagd, seitdem Du mich überzeugt, daß ich einen Bock geschossen; ich hatte keinen Sinn für die Dichtkunst mehr,

denn ich fürchtete unsterblich zu werden! So lange ich lebte, lebte ich für Dich und war todt für mich; jetzt, da ich gestorben, lebe ich für mich und bin todt für Dich! Wie fühl' ich mich erleichtert! jetzt liegt blos ein Hügel auf meinem Herzen, früher lagen Berge auf demselben. Ach, meine geliebte Wittwe, mein Leben und mein Tod! überlasse Dich dem Schmerze über meine ewige Ruhe nicht zu sehr, fasse Muth, sey ein Mann, wie ich es während meiner ganzen Ehe an Dir gewohnt war. Der Wittwenstand ist auf Ehre der übelste Stand nicht; eine Dame von solchem Stande braucht oft große Standhaftigkeit, um nicht in einen Zustand zu gerathen, der unter andern Umständen der gesegnetste ist. Ich wünschte, daß ich Dir hätte mit meinem Beispiele vorangehen können, um Dich zu überzeugen, wie ein solcher Stand mit Fassung ertragen werden muß.

O, weine nicht! es ist ja Niemand im Zimmer und vor mir hast Du Dich ja nie genirt.

Jetzt, da Du mir zum erstenmal ununterbrochen zuhörst, laß Dir alle Trostgründe sagen, die eine junge und gefühlvolle Wittwe aus dem Tode eines im Grabe geliebten Gatten noch schöpfen kann. Vier Jahre hast Du mir durch rastlose Unterhaltung das Leben verkürzt; Du hattest nur Augen für meine Schritte, nur Ohren, um den kleinsten Laut von meinen Lippen aufzufangen; Du hattest nur Thränen für mich. Du zeigtest der ganzen Welt ein heiteres Antlitz und nur an meinem Busen schüttetest Du Deine Wehklagen aus; Du warst für jeden Mann im Anzuge, so wie jeder Mann im Anzuge für Dich war, und nur für mich warst Du so nachlässig gekleidet, als ob ich selbst ein Kleid aus meinem Nachlaß wäre; der ganzen Welt schlossest Du das Herz auf, ich allein war der Glückliche, dem Du den Mund aufschlossest, und, ich Undankbarer! wie hab' ich Dir das gelohnt? Hab' ich Dir nicht immer durch mein Leben und Daseyn den größten Aerger gemacht? Ja, erschrecke

ich Dich nicht auch jetzt noch durch diese Worte aus dem Sarge, als ob ich ein Scheintodter wäre, oder als ob ich durchaus das letzte Wort haben müßte? O, stille deine Thränen, Du mein nachgelassenes Werk! der schwarze Einband wird Dich so schmücken, daß Du bald einen zweiten Verleger finden wirst! Wie ist mir selbst der Tod so lieb, wenn ich mich nur an Dich zurückerinnere! O schreie nicht, ich höre es ja nicht; wozu das ängstliche Herabbeugen auf meinen Leichnam, ob ich nicht wieder aufathme? Wozu das ungeduldige, schmerzliche Entgegenharren der Todtengräber? Laß Dich von meinen offenstehenden Augen nicht täuschen; ich bleibe im Tode noch ein Ehemann und sehe mit offenen Augen nichts. Ueberlasse Dich der Trostlosigkeit nicht zu sehr, und rufe Dir den Tag zurück, an dem Dein kleiner Mops verschied; da hast Du noch herzlicher geweint, und gejammert, ich glaubte, Du würdest verzweifeln, doch vier und zwanzig Stunden darauf wähltest Du schon unter Dutzenden von Möpschen und Bo-

logneserchen herum, und der gute Mops war rein vergessen. Und das war doch gar ein Mops, ich aber bin doch nur ein Ehemann! So lebe wohl! vergiß mich, und nimm, sobald es der Anstand erlaubt, einen andern Mann. Nur den nicht, an den Du gestern dachtest, als Du an meinem Sterbebette saßest, denn den liebtest Du in Vergleich mit Deinem noch lebenden Manne; da scheinen den Frauen alle andern Männer doppelt liebenswürdig. O glaube nicht, daß ich Dein ewiges Wittwenthum wünsche; ich besitze zu viel Nächstenliebe, um es nicht andern auch zu gönnen, daß sie schon auf Erden zum Himmel geläutert werden. Und willst Du meinem Wunsche nicht Folge leisten, so verbiete ich es Dir noch einmal zu heirathen; dann bin ich überzeugt, Du bist bald nicht mehr Wittwe. Mit Deinem zweiten Manne wirst Du gewiß oft von mir sprechen, ihm tagtäglich meine Tugenden vorerzählen und mir dadurch beweisen, daß Dir Dein erster Mann im Grabe lieber ist, als Dein zweiter im Leben.

VIII.

Sechs verschiedene Ohrfeigen
von sechs verschiedenen Händen, durch mich selbst an mich selbst spedirt.

Ew. Wohlgeboren bin ich gezwungen, eine wohlkonditionirte Ohrfeige zu übermachen, als ein schwaches Zeichen meiner Dankbarkeit dafür, daß Sie meine, unter dem Titel „Zebra" erschienenen Gedichte, in Ihrer Zeitschrift getadelt haben. So bescheiden ich bin, so weiß ich doch, daß meine Gedichte weder den Schiller'schen an Schwung, noch den Göthe'schen an

Klarheit nachstehen, und bei aller Anspruchslosigkeit hätte ich doch mit Recht verlangen können, daß Sie gesagt hätten: Diese Zeugnisse eines Genies, die an lyrischer Fülle und poetischer Begeisterung in den neuesten Erzeugnissen des deutschen Parnasses riesig hervorragen, weisen dem ruhmvollen Verfasser einen Platz neben den ersten Sternen unseres Helikons an, u. s. w." Statt dessen sagten Sie: „Dem Verfasser ist bei manchen Fehlern ein entschiedenes Talent nicht abzusprechen." Donner und Doria! Ich bin kein Talent, ich will keines seyn! Ein Talent! Seh' einer her! Manche Fehler? Ei, ei! Hätten Sie nicht sagen können: „es findet sich zuweilen ein Flecken, aber es bleiben immer doch Sonnenflecken?" Ich lese zwar Ihre Zeitschrift nicht, aber zufällig fiel mir gerade dieß Blatt in die Hände, und wenn mir auch an Ihrem Urtheil nichts liegt, so urtheilen doch nicht alle über Ihr Urtheil, so wie ich urtheile, und wenn ich Ihr Blatt auch nicht lese, so lesen es vielleicht doch

einige Andere. Ich hätte Ihnen eine Rezension über mein „Zebra" ohne Honorar geschickt; aber Sie sind gar kein ordentlicher Redakteur, Sie thun ja Alles selbst für Ihr Blatt. Pfui, schämen Sie sich! und ermessen Sie an dieser Ohrfeige „den Lohn der Wahrheit."

Ergebenster u. s. w.

Quittung

über eine Ohrfeige, die ich von dem Zebradichter als Entschädigung für „sein Talent" erhalten zu haben bescheinige.

Der Redakteur.

Zweite Ohrfeige von der Hand eines Schauspielers.

Ew. Wohlgeboren empfangen hiermit einen Beweis meiner kräftigen Aktion, und „den Wolken, den Winden, will ich's verkünden, daß sie's verbreiten nach allen Seiten!" Wie? Ich hätte keinen göttlichen Genius in mir? Wie? Ich hätte keine allesüberflügelnde Phantasie? „O Menschen, Menschen! Heuchlerische

Krokodillenbrut!" Ich hätte nicht selbst ein dichterisches Gemüth? Ich schaffte nicht selbst ein viel höheres Bild, als der Dichter uns vorzeichnet? „Bosheit habe ich dulden gelernt, aber wenn die Kritik zur Wahrheit wird, wenn Unpartheilichkeit die Feder führt, dann verwildere zum Tiger, lammherzige Geduld!" Sie sagen bloß: ich wäre ein denkender Schauspieler. Zum Teufel auch! Das ist rein erlogen, ich bin kein Schauspieler und ich denke auch gar nicht; aber ich bin ein Künstler! Gottlob, die Kritik ist mein Publikum nicht, und mein Publikum ist die Kritik nicht. So viel Respekt ich auch für jede mich lobende Recension habe, so sehr bin ich über jede tadelnde erhaben. Die übermachte Ohrfeige möge Sie belehren, daß ich den Dichter wohl zu fassen verstehe.

Ergebenster u. s. w.

Quittung

über eine Heldenohrfeige, die ich vom Schauspieler N. N. als Recompens des ihm zugemu=

theten Denkens richtig erhalten zu haben bescheinige.

Der Redakteur.

Dritte Ohrfeige von der Hand einer Sängerin.

Euer Wohlgeboren belieben eine kleine Ohrfeige in Empfang zu nehmen, die Ihrer Wange die Koloratur beibringen soll, die Sie so sehr hassen. Das Portamento dieser Ohrfeige und der Ton, den sie hervorbringt, wird Sie überzeugen, daß ich auch eine ganze Stimme hervorzubringen im Stande bin, wenn Sie dafür empfänglich seyn wollen. Meine große Gage giebt mir stolzes Bewußtseyn genug, mich über Ihr strenges Urtheil, welches ich boshaft nenne, hinwegzusetzen. Ich kann nichts, als Sie bedauern! Was mache ich mir aus einem Kritiker? Ich habe an jedem Finger zehn hängen, die bereit sind, alle Augenblicke ein Meer von Dinte für mich zu verspritzen, und diese anhänglichen Anhänger werden Ihnen schon eines

anhängen! Eigentlich ist es sehr albern von mir, mich darüber aufzuhalten; denn nie bin ich mehr applaudirt worden, als wenn Ihr fades und ungelesenes Blatt mich tadelte! Also finde ich Ihren Tadel nur lächerlich, aber nichts desto weniger verdienen Sie die beigefügte Ohrfeige dafür, daß Sie noch kein Sonnett auf mich schrieben.

Ergebenste u. s. w.

Quittung

über eine zarte Ohrfeige aus schönen Händen, welche ich für kein Sonnett richtig empfangen zu haben bescheinige. Ich reiche diesen schönen Händen schon im Voraus die andere Wange hin.

Der Redakteur.

Vierte Ohrfeige, von der Hand eines Lesers.

Euer Wohlgeboren kann ich nicht umhin, eine ausdrucksvolle Ohrfeige anbei zuzumitteln.

Sie haben ja in Ihrem Blatte gar keine große Erzählung, mit denen man gewöhnlich am Anfang des Blattes dem Leser den Magen vollstopft, damit er hinterdrein nicht mehr viel verlange? Sie wissen gar nicht, was eine solche hübsch ausgewachsene, sieben Fuß hohe Erzählung für eine Wohlthat für den Redakteur ist! Es ist ordentlich, als hätte man für seine Leser ein Schäffel Klöse im Voraus auf einen Monat abgekocht, und brauchte dann in der Fütterungszeit nur immer ein Bischen Räthselschmalz, Kritiksalz und ein Paar Verse-Radieschen hinzuzufügen, und der Leser ist abgefüttert! Ja, auch an Räthseln und Charaden lassen Sie es fehlen!

„Und geben Sie uns keine Charaden zu lösen,
Sind Sie am längsten Redakteur hier gewesen!"

Also möge Sie diese Ohrfeige witziger und gewitzigter machen.

Ergebenster u. s. w.

Quittung

über eine Ohrfeige, die ich von einem Leser

für Mangel an Charaden richtig erhalten zu haben bescheinige.

Der Redakteur.

Fünfte Ohrfeige von der Hand einer Leserin.

Euer Wohlgeboren werden von der Hand eines Frauenzimmers eine wohlgemeinte Ohrfeige nicht übel nehmen. Ich liebe die Empfindsamkeit und dafür thut Ihr Blatt gar nichts. Keine Sentimentalität, keine Gemüthlichkeit, kein Gedicht an die Liebe, an die Schwermuth, an die Einsamkeit, an die Verzweiflung, an die Sehnsucht, an die Ferne, an den Fernen, an die Hoffnung! Nichts von Thränen und Klagen! Nicht einmal des Jahres einmal ein Gedicht an den Mond, der mich immer so sanft stimmt und den ich immer so liebe, daß ich erst gestern meinem Stubenmädchen zwei tüchtige Ohrfeigen gab, daß sie mir die Vorhänge zu früh herabließ. Was ich besonders liebe, ist ein murmelnder Bach; da denke ich immer an mei-

nen ersten seligen Gatten! Auch ein Gedicht an die Lerche kann mich rühren, weil mein zweiter Gemahl an einem Gericht Leipziger Lerchen starb, und in den Hirtenliedern erinnere ich mich bei jedem Schaaf an meinen dritten Mann; und über Alles gehen mir die Liebesgedichte zu Herzen, denn ach! wer einmal liebt, der liebt immer! Und Ihr Blatt liefert gar nichts für mein weiches Herz, nichts für mein gefühlvolles Herz, mit welchem ich die Ehre habe Ihnen beigeschlossene Ohrfeige anzubieten.

Ergebenste u. s. w.

Quittung

über eine gemüthliche Ohrfeige, die ich aus den Händen einer gemüthlichen Leserin für Unsentimentalität richtig erhalten zu haben bescheinige.

Der Redakteur.

Sechste Ohrfeige von meiner eigenen Hand.

Euer Wohlgeboren bitte ich nicht zu zwei-

feln, daß die Ihnen hiermit applicirte Ohrfeige aus bloßer Freundschaft für Sie erfolgt. Seyn Sie überzeugt, daß ich Sie hoch schätze, Ihren unübertrefflichen Witz liebe und Ihr Blatt als das beste aller Blätter halte. Aber Ihrem Blatt fehlt noch ein Blatt; ein Blatt, ohne dem es kaum wird bestehen können, nämlich: ein Blatt vor dem Munde. Sie singen Ihren Waldgesang so vom Blatte weg, das zeigt keinen Takt und es wird Ihnen deßhalb zum Nesselblatte werden. Nehmen Sie also diese Ohrfeige als Erinnerung an das, was Sie sich selbst schuldig sind, gütigst an.

Ergebenster u. s. w.

Quittung

über eine wohlgemeinte Ohrfeige, die ich von einer mir sehr theuren Hand für zu wenig Mundblatt erhalten zu haben bescheinige.

Der Redakteur.

IX.

Gedankenjagd

nach

der kleinen Sylbe „lei.“

Es gibt verschiedene Jäger und Jagden, die häufigsten sind die Glücksjäger, die seltensten die Glücksjagden. Ein Glücksjäger ist ein Mensch, stets gekleidet in dem grünen Jagdkleid der Hoffnung, stets auf der Fährte, nie am Ziel, beständig auf dem Anschlag, doch selten beim Treffen, stets schußfertig in den Revieren der Abentheuer herumstreifend, doch den Wald des Glückes vor lauter Spekulationsbäumen nicht schauend. Nach diesen Glücksjägern kommen die Mädchenjäger.

Die Mädchenjäger sind die Hyänen der mädchen-liebenden Welt; nicht aus Geschlechts- oder Liebeshunger jagen sie nach ihrer Beute, sondern blos aus böser Lust, ihnen das Herzblut auszusaugen und sie zu verlassen. Diese Jäger sind meistens Wildschützen und gehen in fremdes Gehege; es gehet ihnen meistens, wie Hamlet vom Speisen sagt: sie jagen nicht, sondern werden gejagt. Nun kommen die Neuigkeitsjäger; das sind Flur und Feld-, Wald- und Wasser-, Thal und Bergschützen; sie gehen um ein eben flügge gewordenes Histörchen wie nach einer Wildente in's Wasser, und klettern himmelan eines Neuigkeits-Gemschens halber. Ihre Ohren sind ihre Vorstehhunde, ihr Mund der ewige Schnapphahn und ihre Zunge der stets geschäftige Ladestock. Sie laden ewig ein und schießen ewig aus, kein Pulverkörnchen irgend einer neuen Begebenheit darf über Nacht in ihrer Gehirnschlüsselbüchse bleiben, sie drücken los und wär's in die blaue Luft, sie schnuppern immer und ewig

auf der Spur und auf der Läufte jedes jungen Geschichthäschens herum, und tragen jedes aufgepirschte Neuigkeitchen sogleich noch schweiß- und bluttriefend an die Börse, in das Kaffeehaus, in's Theater oder auf Promenaden, in und auf diese Wildpretmärkte der Stadtgeschichten und schreien: kauft's schöne, frische Neuigkeiten! kauft's! u. s. w. Nun kommen die Anekdotenjäger. Das sind wahrhafte Freischützenschießer mit lauter fremden Kugeln, gegossen in den Wolfs- und Fuchsschluchten gewisser Cotterien; sie verschreiben sich dem T....., wenn nur zuweilen die siebente Kugel trifft. Manche Anekdotenjäger kommen mir wie Spieluhren vor, man weiß ordentlich im Gasthause, so und so spielt alle Tage von eins bis zwei, oder von sechs bis sieben der Herr so und so seine Anekdoten herab; haben diese Anekdoten-Spieluhren ein Thema erschöpft und man will sie noch fortspielen lassen, so schiebt man ihnen nur eine neue Walze unter. Man sieht es ihnen ordentlich wie den Sandgläsern an,

wie viel Anekdoten schon herausgelaufen sind, wie lange also ihr Anekdotenleben noch dauern kann; sind alle herabgeronnen, so füllen sie sich selbst mit dem Nämlichen, und fangen wieder beim ersten kann. Wem sein geistiges Leben lieb ist, der fliehe diese Witzquacksalber, die einem gleich ihre fertigen Rezepte aufheften, gleich einem Mixturchen eintrichtern, und einem auf jedes gesprochene Wort ein Anekdotenpflaster aufkleben oder einen Bonmotsschröpfkopf auf den Nacken setzen. Diese Anekdotenjäger sind gewöhnlich Voyageurs für fremde Geschäftshäuser; mit eigenen Waaren handeln sie wenig, sondern sie nehmen Anekdoten, Bonmots auf Geschäft, auf Kundschaften, handeln, tauschen sie aus, waschen alt auf neu, treiben sich herum, packen ihre Waaren aus, wenn man auch zehnmal versichert: man brauche nichts. Diese Leute sind als Tischfreunde zuweilen gern gesehen als Aufsätze oder Zwischengerichte. Man kann nicht stets essen, auch nicht stets selbst reden; man zieht sie daher auf, sie

spielen eine Weile ab, indessen sich der Gönner bei einem halben Lächeln die Zähne bequem stochern kann. Das Loos der Anekdotenjäger ist das der Spielkarten; ein Nobler spielt einmal mit ihnen, dann kommen sie schon als überspielt in Wein- und Bierhäuser. Eine ganz besondere Art Jäger giebt es in der Schriftstellerwelt, Lobjäger. Ein solcher geht in ein öffentliches Haus, und schiebt den Leuten Zeitungen unter, worin seine Sachen abgedruckt sind, dreht das Gespräch gewaltsam darauf und spitzt die Ohren wie Schildwachen, ob kein Lob im Anzuge sey; er legt den Leuten wie den Hühnern erst die falschen Windeier seiner Bescheidenheit unter, damit sie ihre lobenden Eier dazu legen sollen. Und hat ein solcher Lobjäger gar kein Wild im Schuß, so jagt er sich selbst ganz komisch, d. h. er lobt sich selbst, bald anonym, bald pseudonym. Er läuft z. B. als literarisches Wild über dies Blatt; geschwind stellt er sich in ein anderes, und schießt auf sich selbst fürchterlich lobend los; dann läuft

er noch als ein Dritter in ein drittes und erzählt, wie er als X. von Z. mit vielem Rechte wäre gelobt worden, er selbst als Y. könne dies Lob noch bestätigen. Diese Leutchen kommen mir vor wie gewisse Harlekine, die sich selbst unten abschneiden und oben ansetzen, um recht groß zu scheinen und doch stets klein bleiben. Doch ich komme vor lauter Jäger zu der Jagd nicht, und ich wollte doch eine Gedankenjagd nach der Sylbe „lei" machen. Es ist ein wundersames Sylbchen dieses „lei!" Es ist die moralische Holzverkleinerungsanstalt, der Wechselladen der Tugenden, die große Falschmünzerei der Empfindungen und der schlechte, verrenkte Kleinnachdruck der Gefühle. Es hängt sich wie der Neid mit seinem Endschmutzgewicht an alles Große, um es herabzuziehen. Da ist Andacht, das hohe Lied aller Tugenden, der Augentrost in dem Garten Gottes, dieses süße Gefühl, beschwichtigend wie der Arm der liebenden Mutter, erhebend, wie der Anblick der Tugend, beruhigend, wie der Gedanke an

die Ewigkeit! Wo ist ein Gefühl dem gleich, mit dem man aufgelöst in weihevoller Inbrunst hinkniet an die Gottesstätte, das Herz erleichternd im wohlthätigen Genusse frommer Herzerhebung? Und nun kommt das Sylbchen „lei" wie ein Satan nachgeschlichen, hängt sich an diese Himmelstugend und zerrt sie als Andächtelei herab in den Staub. Was ist aus ihr geworden? ein Höllenaffenabdruck, die fratzenhafte Nachgeburt ihres entwürdigten Wesens! Die Andächtelei ist ein Falsarius des großen Wechsels auf die Ewigkeit; ein Schleich- und Schmuggelkünstler an den Zöllen des jenseitigen Lebens; ein falscher Spieler auf der langen Bank der Auferstehung! — Da ist die Liebe, die große heilige Frühlingsfeier des Daseyns; das unsterbliche Gottheitstheil in menschlicher Brust, der Vorschein des ewigen Urlichtes, das Wiegengeschenk des Himmels beim ersten Werderuf der Erde! Wo ist eine Brust, in der du nicht die Goldhütten dir bauest? wo ist eine Seele, in der nicht das

Hosianna deines Namens erschallt? Wo ist ein Herz, das sich zum heiligen Dom dir nicht wölbt? — Doch da ist schon das Sylbchen „lei," und verwandelt den Seraph der Liebe in das puppenartige Gliederweibchen: Liebelei, in das Schaukel- und Hutschespielzeug närrischer Kinder und kindischer Narren! Liebelei ist die Groteskpantomime auf das ewig erhabene Programm der Liebe; der Himmel in ein Schminkbüchschen geschachtelt und in joox-joux flacons gegossen für die Toilette alter und koketter Herzen; die Sonne zertrümmert, um mit ihrer ewigen Gluth die Lockenkämmchen und Kniebandhäckchen einer eitlen Empfindung zu übertünchen! — Da ist die Empfindung, die Morgengabe der Natur an ihren Bräutigam, den Menschen; die Zumittlerin aller reinen Genüsse; die Erzieherin unserer edelsten Freuden; die süße Gesellin auf dem Blumenraube in allen fünf Welttheilen unserer Sinne! Wo ist der Nomade, den du nicht leitest an den unsichtbaren Fäden deiner Gewalt? Wo

ist der Troglodite, dessen Seele du nicht erhellest mit deinem reinen Lichte? Wo ist der Dionys, dem du nicht das marmorne Herz beschleichst in den süßen Regungen seiner Menschlichkeit? — Doch, da ist schon das Sylbchen „lei" wieder; du wirst zur Empfindelei, aus dem großen Odem der Welt ein verzucktes Nervchenzittern der Affektation; die Karrikatur deiner selbst; aus der strahlenklingenden Memnonsäule des innern Lebens ein Küchenfeuerhund und Hausbratenwender für die Schau- und Festgerichte eingeladener und fremder Gefühle! — Da ist die Vernunft, der Bürge für unser Antheil an dem höheren Leben; der Kassaschein für unsere Unsterblichkeit; die Sternenmilchstraße von der Körper- zu der Geisterwelt! Husch, kommt die Sylbe „lei," und Vernünftelei sehen wir als rachitisches Kind dieser herrlichen Mutter mit den Doppelgliedern an uns herankriechen! Vernünftelei ist der trockene Keuchhusten des Gehirns, die Kriebelkrankheit der Beurtheilungskraft und der bei

schlechtester Verdauung sich oft einstellende Scheinappetit des Denkens! — Da ist der Witz, der goldene Kammerherrnschlüssel in den Kaisersälen geselliger Freuden, der Springbrunnen des Geistes, der stets emporsteigt, in tausend Farben niederstrahlt; die Stenographie des Denkens und die blitzschnelle Generalrevue aller Begriffe! Wo ist ein Cirkel, ein Ort, in dem der Witz nicht Ehrenbürger ist? Wo ein Ohr, in dem er nicht Gastfreundschaft genießt? wo eine Brust, die ihm den Triumpheinzug verweigert? — Doch da ist das Sylbchen „lei!" Hinweg mit dir: Witzelei! untergeschobenes Storchenei in diesem Straußenneste! Meth und Mussurrogat für Naphta und Aether! Witzelei ist der Eunuche in einem Gedankenserail, es gelüstet ihm nach ihnen, ohne sie deswegen benutzen zu können!

So ist dies kleine Sylbchen „lei" Urheber großer Uebel. Vermeidet es, wo ihr es am Wege trifft; denn es läuft wie Schlingkraut um alle edle Gewächse hin.

X.

Sehnsucht und Besitz.

Ein Schmetterling trug auf seinen Flügeln den zartesten Schmelz der Farben. Zauberhaft schwirrte er im Strahl der Sonne und flog von Blume zu Blume, und hob und senkte sich kosend und kreisend in der beblümten Flur. Mirthill sah ihn und sehnte sich, den buntfarbigen Gaukler zu fangen. Allein er gaukelte tändelnd vor ihm her, ließ sich zwei Schritte vor ihm nieder und hob sich wieder und flatterte weiter. Mirthill folgte immer nach. Mit jedem vergeblichen Versuch, den flatternden und schimmernden Glanzfalter zu erhaschen, steigerte

sich seine Begierde, und er folgte mit immer rascheren Schritten dem vor ihm Herhüpfenden. Von der beblümten Flur lockte ihn der Schmetterling über eine dornenvolle Wüste, und rastlos folgte Mirthill, haschte nach dem sich Senkenden und zog dem Entfliehenden immer weiter nach. So war Mirthill durch Feld und Wald, über Sümpfe und Hecken dem glänzenden Flüchtling gefolgt. Eine unüberwindliche Sehnsucht, ein unnennbares Etwas, welches durch das Entweichen des lichtspielenden Farbenträgers zur höchsten Leidenschaft heranzog, trieb ihn athemlos dem leichten Glanzbilde nach. Der Schmetterling setzte sich, wie neckend immer drei Schritte vor ihm nieder, schien auf ihn zu warten, und ihn anzulocken mit dem Spiel der reizenden Farben, die immer milder und immer strahlender den Verfolger anlachten und reizten. So waren Tage und Nächte rastlos vergangen, Mirthill konnte nicht Ruhe finden, matt und müde fühlte er sich, wie im Wahnsinne getrieben, dem Schmetterling, der

stets vor ihm leicht und lichtbeschwingt voranflatterte, haschend nachzuziehen.

So flog der Schmetterling eine kleine Anhöhe hinan. Kaum konnte Mirthill folgen, aber das Auge sehnsüchtig nach dem Schmetterling ausgespannt, keuchte er den Berg hinauf, und sank auf dessen Spitze erschöpft und odemlos nieder. Der Schmetterling umkreisete sein Haupt in leisen Zügen, und all seine Farben schimmerten und strahlten näher, reizender und verlockender als je, in Mirthills brechende Augen; aber er hatte keine Kraft mehr, den Arm zu gebrauchen, und ihn zu haschen. Immer schwächer wurde Mirthill; da kreisete der Schmetterling in immer engeren Kreisen um sein Haupt, immer niederer zog er sein buntes Farbenrad, und senkte sich endlich leise und still auf Mirthill's Stirne nieder. Mirthill hob mit Anstrengung der letzten Kraft die Hand, führte sie schwach nach der Stirne, und indem er den Schmetterling schon in den Fingern hat, zerfließt dieser in einen leeren Schimmer. Mir-

thill's Hand sinkt schwach und kalt nieder, und sein letzter Odemzug durchzieht die schweigende Gegend.

So folge nur, mein Herz, der rastlosen Sehnsucht nach dem Ideale, folge immer und ewig, hasche mit unendlichem Sehnen nach dem farbentragenden Phantome; es zerfließt, wenn Du es wirklich berührst, und mit ihm bricht Herz und Auge und Hoffnung und Leben und — Alles.

XI.

Ein Wort zu seiner Zeit

über das

Hagestolziat.

Eines der schwerfälligsten Bleigewichte an den Schwingen unsers Sekulums, eines der gravirendsten und bedeutendsten Symptome unseres kränkelnden Zeitalters, ist die immer mehr überhand nehmende Sucht zur Ehelosigkeit. Dieses, wie ein Krebsgeschwür, an dem gesunden Staatskörper und an der ganzen Menschheit nagende und fressende Uebel, entspringt

augenscheinlich aus innerer Seelenverderbtheit, aus völliger Gefühllosigkeit gegen das Wohlthätigste aller Sakramente, aus schmählicher Selbstsucht und aus gänzlicher Abstumpfung für alle Reize der gesetzlichen, bürgerlichen und Familienverkettung. Liebe und Ehe sind die zwei Cherubine, die mit beseligendem Fittig das menschliche Leben überflügeln, sie sind die zwei Herkulessäulen, auf die der weite, große Horizont des irdischen Glückes sich stützt, sie sind unser steter Zenith und Nadir, und die Dioskuren unsers Daseyns. Aber nur die Liebe, die nach allen Höllenfahrten und Fegefeuerproben heißer Sinnlichkeit rein in das Himmelreich der Ehe eingeht, verdient Liebe in der wahren Bedeutung des Wortes (nach Werner: charitas) genannt zu werden. Alle andere Schlag- und Nebenarten verdienen nicht den heiligen Namen Liebe, der wie ein Schöpfungshauch die Welt durchweht, den Wurm an den Menschen, und den Menschen an den Engel knüpft, die das unsichtbare Band der

Geister= und Körperwelt wob, kurz, verdienen nicht mit dem unschätzbaren großen Edelstein der Sprache: „Liebe," bezeichnet zu werden, sie sind bloß frivole Aufwallungen der Leidenschaftlichkeit, Aufgährungen des Geschlechtsschlackens.

Ein Hagestolz ist sowohl dem Staate, der Gesellschaft, als allen moralischen Cotterien ein hinderndes Ueberbein. Jeder einzelne Mensch steht nur durch seine Generation mit der Mitwelt, und durch diese mit der gesammten Menschheit in Verbindung; die Bande, die ihn von vorhinein an dieselbe schlangen, reissen oder lösen sich ab, andere werden locker, die meisten verschwinden ganz. Vater und Mutter sind nicht mehr, Geschwister entfernen, trennen sich, Verwandte verlassen uns, Freunde zerstreuen sich dahin und dorthin, werden erst lau, dann kalt. Was bindet dann noch den Vereinzelten, den Isolirten, an Staat und Pflicht, an Gesetz und Menschlichkeit? Das süße Band, das den Menschen an ein ihm

geheiligtes weibliches Wesen bindet, erweitert sich im Kreise geliebter Kinder, schlingt und verzweigt sich von da um den Nachbar und Mitgenossen, schickt seine Ranken, Liebe und Mittheilung suchend, durch den Ort und durch Stadt, von da durchs Land, und so in die Welt; er wird Gatte, Vater, Familienhaupt, Bürger, Staatsmitglied, Cosmopolit. Was erschütternd auf die Welt einwirkt, wirkt durch die sich mannigfach durchkreuzenden Kanäle auch auf ihn, denn er ist Mitinteressent; die Gefahr, die dem Vaterlande droht, droht auch ihm; das Wohl und Weh des Orts in dem er lebt, ist sein Wohl und Weh; das Unglück seines Nachbars, seines Mitgenossen rührt und ergreift ihn, da er den nämlichen Unfällen Preis gegeben. Vaterlandsliebe, Erfüllung aller Staatspflichten, ächter Bürgersinn, Nächstenliebe und reine Menschlichkeit sind die Springröhren, die aus der heilsamen und hellen Quelle der Ehe entspringen. Wer durch kein liebendes, ihm ganz eigenes, angetrautes Wesen an

die Mitmenschheit, an die bürgerliche Gesellschaft gekettet ist, wird selten eifriger Bürger, noch seltener eifriger Patriot seyn. Wer wie eine Schnecke sein Alles bloß in seiner eigenen theuren Person herumträgt, wer bei dem Brande der Stadt, bei der Bedrohung des Vaterlandes, nichts als seinen eignen theuren Leib zu retten hat, wird schwerlich thätig zugreifen, den Brand zu löschen oder den Feind von den Gränzen zurück zu halten; denn mit der Rettung seines ihm allein theuren Ichs hat er schon Alles ihm Liebe und Theure gerettet.

Wer die Seligkeit nicht kennt, ein Weib mit keuscher Schaam gegürtet und mit vestalischer Züchtigkeit im Busen, sein zu nennen, alles was er denkt und fühlt, alles was er ist und hat, alles was er strebt und ringt, seines Herzens leisesten Schlag und seiner Pulse geheimstes Leben, kurz, die Summen seiner Freuden alle als Opferkranz der Gattin um das Haupt zu flechten; wer diese Seligkeit

nicht ahnet, wird der die eheliche Glückseligkeit seines Nebenmenschen befördern helfen? Wird er mit heiliger Scheu vor dem Palladium alles irdischen Glücks „eheliche Treue" zurückzittern? — Wem die Wonne fremd ist, seine Söhne zur Frömmigkeit, zur Unschuld, zur Menschenliebe, zu thätigen, rüstigen und brauchbaren Männern zu erziehen, wird der etwas zur Beförderung der Erziehung thun, werden dem die gegenseitigen süßen Pflichten anderer Eltern und Kinder unverletzlich dünken? Wer die Wonne nie gekostet hat und nie kosten will, auf den züchtig verschämten Wangen seiner Töchter die Rosen seines Glückes aufglühen zu sehen, und ihrem klaren unschuldsvollen Auge den heiteren Tiefhimmel seiner abgeblaßten Jugendzeit zu schauen, wird der sich's zur Sünde rechnen, die Lilie der Unschuld mit dem Brandhauche niederer Lüste zu verpesten, und in die Saat der Frommen das Teufelskorn der Sinnlichkeit zu legen? Ich sage:

nein! nein! nein! und jeder Vernünftige und Erfahrene ruft mit mir: nein! nein! nein!

Die Scheingründe und Deckmäntel, mit denen ein Hagestolz gewöhnlich seine Grundsätze beschönigt, laufen immer entweder auf den Druck der Zeit, auf Verarmung ꝛc., oder auf die Verderbtheit der jetzigen weiblichen Jugend in moralischer und geistiger Hinsicht hinaus. Beide Entschuldigungen näher zu beleuchten und ihre Unzulässigkeit darzuthun, dürfte nicht ganz schwer seyn.

Wenn wir uns umsehen im Reiche der Hagestolzen, so werden wir gewahr, daß der größte Theil dieser Ehelosen aus wohlhabenden, sorg- und kummerlosen Menschen besteht, die bloß aus lieber Bequemlichkeit im Cölibate leben, um durch die süße Sorge für Gattin und Familie nicht zu einer, ihnen lästigen Aktivität gezwungen zu werden. Wie wenig Hagestolze finden wir unter den wahrhaft Armen und Bedrängten, überhaupt in der niedern und arbeitsamen Klasse! Der potenzirte Bedarf po-

STAATSBIBLIOTHEK BAMBERG

tenzirt auch ihre rastlose Thätigkeit, spornt sie zur Arbeit und würzt ihre ehelichen Freuden. Nur in den Wohnungen des Reichthums, dieses Vaters aller Egoisten, finden wir jene behaglichen Faullenzer, die voll Selbstheit sagen: Nun habe ich genug für mich, ich will die Last meiner Sorgen nicht vermehren, um nicht noch für ein fremdes oder mehrere fremde Geschöpfe arbeiten zu müssen! Schon daß sie durch den Besitz ihres Mammons alle Genußkelche des Lebens vollauf leeren können, daß sie ihre Sinnlichkeit zu jeder Minute betäuben und sich im Schlamme verbuhlter Besitzungen herumwälzen können, stumpft sie für edlere Bedürfnisse, für das Bedürfniß der Ehe, für das Bedürfniß züchtiger und keuscher Umarmungen, für das Bedürfniß herzlicher Mittheilung und häuslicher Wonne ab. Mangel und Armuth sind also sehr selten die Beweggründe des Hagestolzismus. Eben so unbefriedigend ist der andere Grund, Verbildung,

schiefe Erziehung und übertriebene Luxuriosität der jetzigen weiblichen Jugend.

Ich wälze einen großen Theil dieser Schuld auf das männliche Geschlecht zurück; die in unserm Zeitalter vorherrschende Arroganz, Selbstheit, Frivolität und Verflachung der männlichen Jugend, ja so zu sagen, ihre geistige Entmannung, ist die Urquelle der weiblichen Untugenden und Fehler.

Es giebt Männer, die sich beifallen lassen, zu sagen: das weibliche Geschlecht bedürfe keiner weitern Erziehung und Ausbildung, als die in der Küche und Speisekammer, am Waschtroge und Nähtische. Zu dieser Ansicht kann nur Mangel an Verstand verleiten. Unwissenheit, Seelenrohheit, Blödsinn ꝛc., sind meistens die Ursachen, warum bloß Eitelkeit, Modesucht und Koketterie dem schönen Geschlechte mehr sind, als Herzensgüte, Frömmigkeit und Bescheidenheit. Dieß fällt auch bloß auf die männliche Jugend zurück, die in der Art, wie sie sich an Toiletten und Nähtischen benimmt,

wie sie um die Gunst, um die Hand und um das Herz eines Mädchens wirbt, es deutlich genug zu erkennen giebt, daß sie selbst weder Achtung noch Sinn für den Werth höherer Weiblichkeit, für den Reiz stiller Tugend, für den Zauber geistiger Anmuth und für die süßen Vorzüge häuslicher Zurückgezogenheit besitzt, noch dasselbe von dem Ideale ihrer augenblicklichen Anbetung fordern könne oder wolle.

Lächerlich, thöricht und inkonsequent ist es, wenn sich der Jüngling wie eine Miederpuppe bei seiner Lalage einfindet, gekräuselt und gesalbt, sie mit faden Schmeicheleien bethört, ihre körperliche Schönheit als seinen einzigen Götzen betrachtet, sie mit Plattituden und Fanfaronaden unterhält, ihre Neigung durch Geschenke, Spazierfahrten, Bonbons rc. zu erhalten sucht, und hinterdrein verlangt, sie sollte auf alles das verzichten, und bloß für sein ausgehülstes „Ich" — welches sie doch früher gar nicht zu Gesichte bekam — leben und da seyn!

Aus was besteht das Auxiliarkorps unserer

Jünglinge, wenn sie im Sturmschritt gegen ein weibliches Herz marschiren? Englischen Fracks — goldnen Uhrketten — weißen Strohhüten — Schnurr- und Backenbärten — Nachtmusiken — Bällen — Cavalkaden — Walzern — Radmäntel — steifen Halsbinden u. s. w. Wer kann es dann den Mädchen verdenken, wenn sie ihrerseits ein eben so bedeutendes Hülfskorps entgegenstellen, als z. B. ächte Shawls — lange Leiber — Schottische Mäntel — Eau de Cologne — Schmachtlocken — Lorgnetten — Gruppirungen — Drappirungen — Ecossaisen u. s. w.

Die immer mehr überhand nehmende Bildung und Genialität, oder eigentlich die edle Unverschämtheit und Zudringlichkeit unserer Jünglinge, ist das erste Princip der Zerstörung aller Frauenwürde. Diese pestartige, alle Sittlichkeit zermalmende und vergiftende Rohheit und Nichtachtung gegen das schöne Geschlecht, die jetzt unter den Zierbengeln, Tagsrittern und Modepostillons Ton ist, muß und wird das Uebel

noch ärger machen und allen Sinn für Weiblichkeit verflüchtigen. Bei dem es Mode ist, ein Weib verächtlich zu behandeln, bei dem herrscht Unsittlichkeit, und unzüchtige Laster hecken verderbliche Brut in seinem entarteten Innern, und wo es schon Ton ist, selbst die äußeren Ehren- und Achtungsbezeignisse außer Acht zu setzen, da hat die Verderbtheit den höchsten Gipfel erreicht.

Nach allem diesen kommen wir wieder auf den ersten Punkt zurück, daß das Hagestolziat nichts ist, als eine verdammliche Selbstsucht, eine der Gesellschaft, der Menschheit und dem Staate gleich schädliche Untugend. Und wie verkümmert lebt nicht ein Hagestolz an und für sich, und wie lächerlich wird er zuletzt seinen Mitmenschen! Denkt euch einen fünfzigjährigen jungen Jüngling, der aussieht wie das Geschlechtsregister der Familie Langeweile, der täglich um 7 Uhr, 30 Minuten und 2 Sekunden die lieben Aeuglein aufschließt, mit den lieben Pantöffelchen bis 10 Uhr herumklappert,

dann sein Süppchen schlürft, dann ein Stündchen ausschleicht, Nachmittags ein Schläfchen hält, Abends ein Spielchen macht, Nachts ein Schälchen Thee trinkt, und dann an der Seite eines Möpschens einschnarcht! Ist das nicht ein reizendes Bild? Aber so wie die gütige und weise Vorsicht jeder Untugend ihre Strafe beifügt, so wird jeder Hagestolz von einem Hausübel gepeinigt, und dieses Uebel trägt den Namen „Haushälterin!" Es ist ein wahrer Triumph für alle Frauen, einen solchen verknöcherten und verkümmerten Jüngling unter dem hochnothpeinlichen Halsgericht einer solchen Haus- und Taschentyrannin zappeln zu sehen!

XII.

Gedanken über Gedanken.

Wir lesen heut zu Tage Aphorismen, Papilloten, Fidibus, hypochondrische Splitter, Ein- und Ausfälle rc.; wir lesen Gedankenlese, Gedankenzunder, Gedankensplitter, Gedankenspäne rc., aber wenig Gedanken! und nun sogar Gedanken über Gedanken! d. h. über keine Gedanken, oder auch keine Gedanken über keine Gedanken, also ein in einandergeschachteltes Gedanken-Nichts, Nichts über Nichts!

Ein sublimer Gedanke; ein gemeiner Gedanke; ein glücklicher Gedanke; ein roher Gedanke; ein Weltgürtelgedanke; ein Spießbürgergedanke! was heißt das? was bedeutet das heut zu Tage? Cri-

spin brandschatzt alle Schriftsteller und hängt ihre Lappen für eigene Mache aus, es heißt: ein neuer Gedanke! Ich schöpfe aus den Quellen der Natur, der Leser glaubt den Gedanken selbst gehabt zu haben: „ein alter Gedanke!“ Crispin sagt: ein Mädchen, das die Heloise liest und bei „Kabale und Liebe“ Thränen vergießt, muß eine treffliche Gattin werden; „ein sublimer Gedanke!“ Ich untersuche erst ihren Knochenbau, ob er den Gesetzen der Gattin und Mutter entspricht; „ein roher Gedanke!“ Crispin schickt ihr zu ihrem Geburtstage einen kandirten Löwen, den Amor an einem Zuckerfaden leitet, mit der Inschrift: L'amour et la gloire; „ein glänzender Gedanke!“ Ich sende ihr Nähnadeln, Fingerhut, Stopfholz und Scheerchen mit den Worten: Reichsinsignien häuslichen Glückes; „ein roher Gedanke!“ Crispin sagt: ich muß meine Kinder zu Cosmopoliten, zu Kraftgeistern, zu Welterschütterern erziehen; „ein Weltgürtel-Gedanke!“ Ich sage: ich

werde meine Kinder der Tugend, der Religion, dem Vaterlande und dem — Handwerke erziehen; „ein spießbürgerlicher Gedank e.“ Eidli sagt: der Gedanke geht mir nicht aus dem Kopfe; sie meint nämlich die Spitzenhaube ihrer Nachbarin, ist also eine Spitzenhaube auch ein Gedanke? — Mida sagt: was ich in Gedanken habe, nascht mir die Katze nicht; sie hat einen schmucken Fähndrich in Gedanken; ist also ein schmucker Fähndrich auch ein Gedanke? — Alcindor sagt: „andere Schranken, andere Gedanken!“ Hier war's ein Kammerkätzchen, dort ein Milchmädchen; sind also Kammerkätzchen und Milchmädchen auch Gedanken? — Selma sagt: der Gedanke verfolgt mich unaufhörlich! Sie spricht von einem arabischen Tuche; ist also ein arabisches Tuch auch ein Gedanke?

J. sitzt in Gedanken, X. reitet auf sonderbaren Gedanken, Z. fährt ein Gedanke durch den Kopf; also giebt es sitzende, berittene und fahrende Gedanken. „Gedanken sind zollfrei!“

Schlechte Redensart; der Mund ist das Gedanken-Mauthhaus, am Zungenschlagbaum wird abgezollt; wer überpascht, wird bestraft. Man stößt sich den Kopf an, man macht dumme Streiche, wie entschuldigt man es? Es geschah in Gedanken! Der ist in Gedanken eingeschlafen! Man kann wohl über, aber nicht in Gedanken einschlafen. „Viel Denken macht Kopfweh;" wer denkt wohl weniger und hat mehr Kopfweh, als das schöne Geschlecht? „Die Gedanken nehmen ihm den Kopf ein." O, der Kopf muß die Gedanken einnehmen, und nicht die Gedanken den Kopf. „Gedacht, gethan!" Das heißt, gar nichts gedacht und hineingeplumpt. „Das Mädchen macht sich allerlei Gedanken;" allerlei Haubenmuster und allerlei Heirathsplane, allerlei Stickmuster und allerlei Tanzparthien heißen hier allerlei Gedanken.

So spricht man heut zu Tage von Gedanken, so liest man Gedanken ohne Gedanken, ja, so schreibt man Gedanken ohne Gedanken,

so schreibt man sogar Gedanken ohne Gedanken über Gedanken ohne Gedanken! Was soll man sich also von allen diesen Gedanken, die eigentlich keine Gedanken sind, für Gedanken machen, die ja Gedanken seyn sollen? Doch der Leser liest Gedanken mit oder ohne Gedanken, selbst in Gedanken — mit oder ohne Gedanken — und legt die „Gedanken über Gedanken" weg, den Kopf voll von Gedanken — ohne Gedanken. —

XIII.

Eheheiligkeit.

Es giebt kein heiligeres, das Herz mit einer süßeren und stilleren Seligkeit füllendes Wort, als das Wort: Ehe! Wehe dem Leser, dem nicht jetzt schon dieses Wort ins Herz hineintönt, und mit leiser Ahnung jener Seligkeit darin zitternd fort- und nachklingt! Die Ehe ist das Rosenfest der Liebe, der große Vereinigungstag der Seelen, das Ineinanderwehen zweier Vesta-Flammen auf dem Altare der reinsten Tugend. Nach dem süßen Vortraum der Liebe, indem wir die Zeit, wie an einer Blumenuhr, nur an Blüthenkelchen und Ro-

sendolden messen, und das Allspiel des Universums wie eine Flötenuhr uns umklingt, nach diesem Vorhimmel voll Frühgold und Morgenrosen, tritt der Jüngling in die heilige Stiftshütte der Ehe, und der wahre Himmel mit seinem nie sterbenden Blau und seiner unendlichen Tiefe, mit seinen nie erbleichenden Sternen und seinem ewigen Sphäreneinklange senkt sich herab auf sein Haupt, und leuchtet mit seinen hellen und warmen Strahlen weit in sein Leben hinein.

Da umfaßt der Jüngling sie, die Einzige, die er lange mit zartem Flügelschmelz in scheuer Achtung auf den Fittigen seines Herzens getragen, der er mit lockenden, bebenden, leisgehauchten Liebesklängen nachzog und nachsang, in den stillen Blumenauen ihrer Jungfräulichkeit, und im stillen keuschen Schauen sich ergötzt an dem Spiel ihrer Augen, in denen die Votivtafeln der Unschuld und der Reinheit unter der Feuerkaskade ihrer Blicke in süßen Zügen schwammen; da umfaßt er sie in der Polhöhe

seines Glückes und ein lauer, belebender Auferstehungshauch weht warm und frisch über die eingesunkenen Leichen- und Leidenshügel seiner langen, stummen Liebe hin, und wie am großen Gräberfeste, steigen alle seine Hoffnungen und Wünsche heraus aus ihren Todtenhüllen, und flechten ihm den Immergrünkranz himmlischer Ehewonnen um die glückumflogene Schläfe.

Wehe und wehe aber den Jünglingen, denen die Liebe nichts ist, als eine Spielmarque der Zeit, nichts als das Vorgebirge der Genußhoffnung, denen die Hallelujaden reiner Sympathie wie die feszennischen Lieder heißkochender Sinne erklingen, denen die Ehe nichts ist als ein gesellschaftliches vierhändiges Spielstück, nichts als wie das Paar oder Unpaar der Leidenschaft! Diese erblicken in dem reinsten Spiegel des reinsten Mädchenblickes nur ihr eigenes Selbst, diesen an sich selbst nagenden Lustteufel und Scorpion; diese hören in dem zarten Schlagen der mit heiligem Dunkel

überbauten Jungfräulichkeit nur das Pochen und Hämmern ihres in sich getragenen Bohr- und Todtenwurms der Gier, und das leise, nur den Blumenfingern der Reinheit verspürbare Pulsiren jungfräulicher Liebe, ist ihnen blos der Auctionshammer der sich losschlagenden Sinnlichkeit! Wehe! und dreimal Wehe euch! ihr werdet vorgefordert werden und Rechenschaft geben müssen dort über jeden trüben Anhauch, mit dem ihr den Spiegel eines reinen Weibergemüths beflecket; über jeden Staubfaden weiblicher Blüthe, den ihr mit euren Giftblicken angeweht; über jede Sünde, die ihr in der geheimsten Herzensfalte gegen den heiligen Geist der Tugend begannet; über die heimlichste Thräne, über die leiseste schmerzliche Mundverzuckung der von euch verlockten, betrogenen und in ihrer Zartheit und Wehrlosigkeit tief in sich verfallenen und niedergebeugten Weiblichkeit.

Ihr edlen und unentweihten Jünglinge aber, in deren nie befleckter Herzensschale der Gold-

tropfe keuscher Liebe zitternd hängt — der Gegenstand eurer Liebe schwebe nun blos, wie die geheime Vorahnung eines bessern Seyns vor der blauen Ferndecke eurer Seele, oder er blühe schon im Leben wie das Blümchen Augentrost (Euphrasia) vor eurem trunkenen Blick — glaubt mir, ihr zieht an euren Gefühlsfäden und Liebesseilen euren Himmel und den wahren, eure Seligkeit und die unendliche nach euch. Sahet ihr einst das verschlossene Paradies liegen in den Augen eurer Geliebten und Braut, so liegt jetzt in den Blicken eures keuschen, euch anvermählten Weibes das offene Paradies mit seinem immer blüthetreibenden Frühlinge, und mit der deutlichen Offenbarung eures steten Glückes. Hörtet ihr sonst in ihren Liebkosungen die Frühglocken des anbrechenden Wonnemorgens, die leisen, ins Herz hineinklingenden Vortöne und Präludien zusammenschmelzender Akkorde, so hört ihr jetzt in den zärtlichen Tönen eurer Seelenhälfte die Psalmenklänge des Friedens und der unsterblichen

Liebe, das „Sanktus" der weihevollsten und gottgesegnetesten Eintracht und Seligkeit!

Darum, o darum haltet fest an dem Glauben an die reine Jungfrau, diese Glaubenslehre macht euer künftiges Heil! Einer nur weihet Euch, und diese Eine sey euer Polarstern, dem ihr immer und ewig nachzieht. O gleichet nicht dem Meere, das aus offnem Busen jeden Sonnenblick, jeden Sternschein zurückwirft und bei jedem Blitzstrahl buhlerisch aufleuchtet, sondern dem Demantstern, der im eigenen Glanze lange leuchtet, der Muschel, die nur einen Tropfen aufnimmt und ihn in seliger Stille zur köstlichen Perle befördert.

XIV.

Verschiedene fromme Wünsche verschiedener armer Teufel.

1.

Ich bin ein armer Teufel, aber weder ein Lustteufel noch ein Bosheitsteufel, weder ein Teufel des Geizes, noch ein Liebesteufel, weder ein hinkender, noch ein höllischer Teufel, sondern ein armer Leseteufel, der, wenn er hört, daß irgend Jemand flucht: „hol der Teufel dieses oder jenes Buch!“ auch sogleich da ist und es wirklich holt. Ja, fehlt irgend Jemanden von meinen Bekannten ein Buch oder eine Zeitung, so schreit er: „Dies Buch oder diese Zeitung ist schon wieder beim Teufel!“ Diese finden sich aber bei mir, folglich bin ich ein

wahrer Buch und Zeitungsteufel, aber ein armer, das heißt einer, der sich kein Bücherserail anschaffen kann, um sie nicht zu genießen, sondern einer, der ordentlich nach einem Buche jagen muß, um es zu erobern, dann aber mit aller Liebeskraft eines glühenden Schäfers über die Schöne herfällt. Mit den Zeitungen geht es einem armen Leseteufel schon besser; da sind Conditoreien die Rettungsanstalten oder die Rumfordsche Zeitungssuppenanstalt für arme Lesehungerige; aber eben hier muß ich zu Nutz und Frommen mehrerer armen Leseteufel einen frommen Wunsch äußern, in Betreff eines großen Conditoreiübels, und dies ist der buchstabirende Zeitungsleser!

Es ist zum Rasendwerden, wenn ein sothaner Zeitungsleser sich durch eine Tasse Kaffee das Recht erkauft, zwei bis drei Stunden Leseproben und Buchstabirexercitien zu halten. Man pränumerirt ein Blatt; es ist in den Händen dieser Buchstabirzünftler, die wie Lesefaulthiere eine Ewigkeit brauchen, bis sie von einem

Blatte auf das andere kommen; man sitzt auf dem Nadelspitzensessel der Ungeduld und sieht ihren langsam vorrückenden Zeigefingern und Deuthölzern nach. Pechschwer rückt der Finger vor; schon ist er der letzten Zeile nah', schon will man die langverhaftete befreien; da dreht er das Blatt wieder um und macht Anstalt, einen vergessenen Artikel da capo nachzubuchstabiren. Wie muß da einem armen Schnellleseteufel zu Muthe seyn? Es wird daher jeder meinen Wunsch billigen, in jeder Conditorei ein Nebenkabinet für Buchstabirer errichtet zu sehen, in welchem sie an den gestrigen Zeitungen die edle Buchstabirkunst à leur aise treiben könnten, oder aber im schlimmsten Falle mögen ihnen die Mittag- oder Mitternachtstunden angewiesen werden, damit andere ehrliche Leser auch an's Brett, d. h. an's Zeitungsbrett kommen mögen.

II.

Ich bin ein armer Teufel, d. h., wie Du, mein geneigter Leser, wohl wissen wirst, ein Mensch, nach dem sich Niemand umschaut, aber ich bin auch ein solcher armer Teufel, der sich nach Niemanden umschaut. Ich schaue blos mit Gottesfurcht hinan zum Himmel, mit Liebe hinauf zu meinem Monarchen, mit Zärtlichkeit hinüber zu meinem schönen Fenster-vis à vis, mit Fröhlichkeit hinein in das schäumende Glas und mit ruhiger Gläubigkeit hinab in das mich über kurz oder lang umfassende Grab. Umschauen aber mag ich mich nun einmal nicht; ich schaue g'rad'aus! Desto ärgerlicher muß es aber einem gerad'aussehenden armen Teufel seyn, wenn er von gewissen umschauenden Blicken angewetterleuchtet wird. Gewiß ist es jedem meiner Leser schon arrivirt, daß er einmal unter den frechen Blicken gewisser Leute stand, die in diese Blicke alles hineinlegen, was Unverschämtheit, verbunden mit Rohheit nur hervorbringen kann. Es wäre da-

her mein frommer Wunsch, ein eignes Gericht für ähnliche Blicke niederzusetzen, indem sie eben so, wie andere Behelligungen das gesellige Leben zerstören. Ich könnte ordentliche Naturpässe dieser Blicke angeben, die, so verächtlich sie an und für sich sind, doch wie eine Dachtraufe, den Geduldstein aushöhlen. Liegt denn nicht in der frechen Gaffmanier, wie einem eine gewisse Gilde von hirnlosen Jungen anglotzt, eine mit Schwabacher Lettern geschriebene Injurie? Und würde nicht ein Tribunal, das diese Augeninjurie züchtigt, eine wahre Wohlthätigkeitsanstalt für friedliche Menschen seyn?

III.

Ich bin ein armer Teufel, ergo habe ich außerordentlichen Respect vor Gelehrten, Künstlern, Dichtern, Compositeuren, Malern, Schauspielern und Recensenten. Wäre ich ein reicher Teufel, ich hieße diese Leute alle „Kerls" und könnte sie nicht schmecken, aber als mitarmer Teufel liebe ich sie; nur habe ich wieder einen from-

men Wunsch an Rezensenten ad vocem Künstler. Ich habe neulich die Theaternotizen einiger Blätter ausgezählt, und siehe da! auf jede Zeile kam eine Künstlerin, ein halber Künstler und drittehalb Kunstgebilde! Ich gieng gläubig und fromm und sah mich um unter den Söhnen und Töchtern des Landes der Kunst und:

„Wie wenig, ach! hat sich entfaltet,
Und dies Wenige wie klein und karg."

O Kunst und Künstler! Die Hutschemännchen unserer Theater-Rezensenten! Die falschen Schaumünzen, die sie bei ihrer papiernen Krönung mit vollen Händen ausstreuen! Ich hege also den frommen Wunsch, daß nicht mehr als dreizehn Künstler auf ein Dutzend gehen mögen, daß die Rezensenten etwas kärger mit diesem Namen umsprängen, damit der Künstler sich nicht schäme, einen Namen zu führen, der schon zum Gattungsnamen aller Coulissenreisser und stentorstimmiger Lungengiganten herabgesunken ist.

IV.

Ich bin ein armer Teufel, der gerne lacht, aber ich lache nicht gerne in's Fäustchen, sondern hell auf; ich lache nicht gerne über Jemand, sondern mit Jemanden, und so ein Freund ich von Lachen bin, so zerreißt doch jedes Odoardo-Gelächter mein Herz. Aber es giebt noch ein Gelächter, das mir die Brust zerschneidet und das ist das Gelächter über Zweideutigkeiten in Gegenwart von Frauen und Kindern. Ich hege daher zum Frommen mehrerer ähnlicher armer Teufel den gewiß frommen Wunsch, die oft sehr zweideutigen Extemporationen auf manchen Bühnen wenigstens nicht laut zu belachen und zu beklatschen. Es begnüge sich Jeder, der Gefallen daran findet, seine Freude geheim zu halten und im Stillen seine Billigung zu geben. Dieser Wunsch liegt mir mehr als alle andern am Herzen, und ich bitte sehr darum. Man bedenke, wie viel reine Seelen, wie viel unbefleckte Gemüther in einem Theater sind, denen der obscöne Sinn

verloren ginge, wenn nicht der Applaus einer solchen an sich schon rügenswerthen Equivoque dieselben aufmerksam machte und vielleicht den ersten trüben Anhauch auf das Glas der Kindlichkeit und Unschuld brächte. Ich beschwöre Euch, unterlaßt wenigstens das laute Applaudiren, da ihr doch vielleicht selbst ein schuldloses Weib, eine reine Braut, eine unbefleckte Schwester oder eine unentweihte Blume der Jugend in diese Hallen führt, an deren Seelenadel und Reinheit euer eigenes Glück geknüpft ist. Und ist denn nicht jedes „Bravo“, das bei ähnlichen Stellen euren Lippen entflieht, ein ausgesprochenes Geständniß, daß Euer befleckter Sinn jedem Unkeuschen ein Echo giebt?

„Denn lauten Markt mag Momus unterhalten,
Ein edler Sinn liebt edlere Gestalten.“

XV.

Die Taschen-Familie.

Die Familie der Taschen ist die alleralteste, einflußreichste, bedeutendste und angesehenste im menschlichen Leben; es ist kein Ort in der kultivirten und unkultivirten Welt, an dem nicht ein Mitglied dieser Familie lebt und die größte Achtung genießt. Ja man kann sagen, diese Familie regiert die Welt, sie verleiht Ehren und Aemter, sie ertheilt Doktorhüte, sie adelt Bürgerliche, sie avancirt Kadetten, sie befördert Referendare, sie kreirt Professoren, sie stiftet Ehen, sie erobert Herzen, sie verführt die Unschuld, sie giebt Dispensation, sie legt in Ketten, sie befreit Gefangene, sie macht Dummköpfe klug, sie macht Stumme beredsam, sie

verschönert die Häßlichen, sie verjüngt das Alter, sie glättet die Runzeln, sie gründet Museen, sie pachtet Theater, — kurz wo nur irgend etwas Erhebliches geschieht, hat ein Glied dieser Familie die Hand im Spiele. Ein jedes Mitglied dieser erlauchten Familie hat sein eigenes Departement, in welchem es seine Regierung bekundet. Die erste Person ist die

Brusttasche, oder die Finanzministerin des Weltalls! Sie schließt den Reim auf „Welt" in sich ein, und ist daher der ewige Endreim des Lebens. Wenn diese Tasche nur recht weit und voll ist, darf die Brust noch so eng und leer seyn, kann man sich doch brüsten und in die Brust werfen! Nur der Wenige, der viel auf der Brust hat, darf frei von der Brust weg reden! Die Papierblätter der Brusttasche sind die wahren Brusttheeblätter gegen das Husten der Verlegenheit und gegen die Heiserkeit der Stimme der Wahrheit. Wer solche Blätter in der Brusttasche hat, nimmt kein Blatt vor den Mund. Ein solches Blatt mit Ziffern ist ein

ordentliches Zifferblatt, nach dem man immer sieht, um zu wissen, was an der Zeit sey, es verschafft Stern und Titel und wird zum Stern- und Titelblatt, nicht in Kupfer, sondern in Gold gestochen. Es ist eine charakteristische Eigenheit der Brusttasche, daß sie eine entschiedene Vorliebe für leere Köpfe hat; sie wirft sich ihnen an den Kopf, wie die schönsten Frauen sich an dumme Männer hängen, um die Alleinherrschaft zu führen. Wenn ich einen solchen hochgeachteten leeren Kopf mit voller Brusttasche begegne, lasse ich immer voll Trauer meinen eigenen Kopf bis an meine eigene leere Brusttasche sinken, welches der leere Kopf für ein Kompliment hält! Nach der Brusttasche spielt die

Brieftasche oder die Ministerin der innern und äußern Angelegenheiten, eine Hauptrolle. Bei den Damen ist sie das Kammergericht der Herzenskammern, bei Verliebten der Hafen und Stapelplatz aller ein- und auslaufenden Liebesbriefe und der Trophäensaal er-

beuteter Locken und Schleifen; bei Ehemännern die Familiengruft für das Bild der in ihrer Liebe längst verstorbenen Gattin; bei Börsen-Spekulanten die Logarithmentafel des leidigen Differenzialismus; bei Dicht.rn das Reisebesteck der Gedanken; bei Zeichnern der Taschendieb der Physiognomieen; bei Spielern die Fischmarktrechnung von gestern; und bei Witzigen das Feldbett plötzlicher Einfälle. Nach der Brieftasche kömmt die

Posttasche, die Gesandtin des Gedanken-Freistaats. In ihrem Staate herrscht Toleranz und Gleichheit aller Stände. Sie umarmt den jüdischen Brief und den christlichen mit gleicher Liebe; das große Wappensiegel küßt brüderlich das Groschenpetschaft des armen Schluckers; der unfrankirte Grobian, (wie der witzige Langbein den unfrankirten Brief nennt) liegt so geschmeidig da, wie das Bittschreiben; der nagende Mahnbrief und das freudige Gratulationsbillet sind friedlich vereint; die bissigste Kritik und das lobhudelnde Elogium schlagen

einen Weg ein; das Bewerbungsschreiben und der Korb machen ein gleiches Gesicht, und der Brief, der einem Manne seine Wittwerschaft verkünden soll, sieht nicht munterer aus, als die Trauerepistel, die einem Neffen die Genesung seines reichen Onkels anzeigt. Nun kömmt die

Jagdtasche, die Oberhofküchenmeisterin des Vergnügens. Sie ist der Probesaal zum Einstudieren, wie man sodann die Menschen gleich Thieren hetzt und jagt, wie man lauert und anschlägt; wie man Netze und Schlingen legt; wie man edles Wild parforce auftreibt und in kalter Lust niederschießt. Das ganze menschliche Leben ist eine Jagdtasche oder vielmehr eine Taschenjagd; Einer jagt nach der Tasche des Andern; da werden Treib- und Prelljagden veranstaltet, man jagt in Schlachten, zu Ehren des Pulvererfinders, die Menschen wie Schwarzwild; die edlen Hirsche werden immer seltner, doch die Hasenfüße sind nicht auszurotten. Wenn das Wild zu fern

ist, gießt man das Jagdtaschen-Blei zu Setzkasten-Blei und schießt damit d'rauf los. Eine würdige Schwester findet die Jagdtasche in der

Patrontasche, der Kriegspräsidentin Mavors. Patrontaschen sind mehrere Taschen, die ihre Patronen vereinigen, um einen Patron für alle Taschen zu finden. Dieser zunächst steht die

Maultasche (Maulschelle) die man oft erhält, wenn man das Maul nicht in der Tasche behält, sondern spricht, wie es einem gewachsen ist. Solche Maultaschen trägt man oft Jahre lang in der Tasche, bis man exekutiver Maultäschner wird. Es ist sonderbar, daß eben die Leute die meisten solcher Taschen einstecken, die nichts einstecken und die das Maul am rechten Orte haben. Solche Maultaschen kleiden am besten und zieren ordentlich die

Backentaschen des Affen und des Orang-outangs im geselligen Leben; für diese Backentaschen aller schwänzelnden, eckelhaften, äffenden Gesprächs- und lang-armiger Schreibe-

affen sind die Maultaschen erfunden worden, und es läuft einem das Maul voll Wasser, ihnen eine Tasche voll ähnlicher Erfindungen zukommen zu lassen. Die Gallerie der so glorreichen Familie beschließt nun ein Mitglied, welches die Welt nicht nur regiert, sondern tyrannisirt, ein Mitglied, das in jeder Gesellschaft zu finden ist, und das ausschließend dem schönen Geschlechte angehört: die

Plaudertasche! Diese plaudert ganze Nationen in die Tasche! Wie ein einziger Laut den Sturz einer Lavine hervorbringen kann, so ist ein Anschlagwort genug, um die Lavine ihrer Beredsamkeit in's Rollen zu bringen. Sie fängt an zu plaudern, die Masse vergrößert sich immer mehr, bis sie ganze Gegenden sammt Häusern und Bewohnern niedergeplaudert hat, und man oft hundert zerstümmelte Namen aus dem Schutt ihrer Worte herausgraben muß. Welch einen Unterschied giebt es in Familien. Wie liebenswürdig und reizend, wie

verführerisch ist die üppige volle Brieftasche gegen die unerträgliche, meistens dünn und magere Plaudertasche! Welch ein Spiel der Natur in den Taschen, welche bewundernswerthe Taschenspielerei!

XVI.

Feier des Jean Paul Festes.

„Drittehalb Minuten hat der Mensch hier, eine zum Weinen, eine zum Lachen und eine halbe zum Lieben; denn während er liebt, wird er abgerufen."

Jean Paul.

Geboren werden heißt nichts anders, meine Freunde, als anfangen zu sterben. Der Mensch stirbt 70 Jahre. Die Geburt ist der erste Akt des Trauerspiels: „Das Sterben" und der Tod ist sein letzter Akt. Nach diesem letzten Akt rollt der Vorhang zwischen Zeit und Ewigkeit hernieder, und der vor unsern Augen Gestorbene hat sich eigentlich ausgestorben und lebt nun ein unsterbliches Leben.

Wir haben uns also hier zusammen gefunden, um den Sterbe-Anfang Jean Pauls zu feiern, während er dort oben im Lichte blos seinen Todestag, oder seinen letzten Sterbetag als seinen Geburtstag feiern wird.

Aber die Minute, glaube ich, in welcher wir seines ersten Sterbetages gedenken, schließt die drittehalb Minuten, die er den Menschen hier zutheilte, in eine ein. Lachen, Weinen und Lieben war der Neptuns-Dreizack seiner Poesie, mit welchem er die hochwogenden Fluthen des Lebens beschwor; Lachen, Weinen und Lieben tönt als harmonischer Dreiklang aus dem alten und neuen Testamente seiner Werke zu uns, und Lachen, Weinen und Lieben ist das Kleeblatt, mit dem wir die flüchtigen Erinnerungs-Freuden auf einen Augenblick an uns bannen.

Der Frühling des Jahres **1763** brachte nicht nur sich selbst, sondern auch einen Frühling der ganzen deutschen Poesie mit zur Erde. Er stellte bei seinem ersten Erscheinen die Wiege

Jean Pauls in die Welt, um an ihr seine eigene Unsterblichkeit anzuknüpfen. Dieser Frühling brachte bei seiner monatlichen, himmlischen Gesandtschaft in dem grünen Kabinette der Erde, nicht nur die himmlischen Geschenke alle mit, als da sind: die chinesische Blumenmalerei der Natur, die ächten Gobbelins der lebendigen Hecken, die Jaspisteppiche der Fluren, die breiten Gnaden= und Ordensbänder der lauteren Ströme, die Flötenuhren der Waldkehlen u. s. w., sondern er brachte zugleich in der kleinen Wiege Jean Pauls den Dragoman aller dieser himmlischen Geschenke mit, und durch seine Zunge wurde uns die Sendung aller Frühlinge heiliger, himmlischer. In Jean Paul's Herzen aber blühete ein ewiger Frühling voll dornenloser Rosen und Immergrün, und sein Herz, das Gewächshaus ewiger Blumen, war anstatt der Glasdecke überbaut mit einem reinen, tiefen Gemüthshimmel, und in diesem unendlichen Himmel brannten die ewigen Astral= und Simunbra=Lampen der strah=

lenden Liebe und goßen ihr mildes Licht wie einen Staubbach herab in die Blumenbeete seines Herzens, so daß sie alle ihre Kelche öffneten und ihre Duftseelen hinaus sendeten in das Leben, in die Menschheit; und um dieses Herz fluthete eine unnennbare Sehnsucht, wie eine zitternde Thräne in einem aufflammenden Frauenauge. Dieses zarte Herz fühlte sich ängstlich in dieser hohlen Raum- und Wasserkugel: Welt, wie ein irrend-kreisender Schmetterling in einem wüsten Pagodentempel.

Wie seine Geburt ein Frühlingsmoment war, so war sein Leben ein Frühlingsleben, ein Blumenleben, ein Gärtnerleben. Seine Poesie war das Rosenfest der Empfindungen, sie schmückte die Jubelfeier des Daseyns aus mit Maienhimmeln und Morgenröthen; sie überblümte die Stiftshütten der Liebe und Freundschaft mit Vergißmeinnicht, mit Myrthe und Rosen; sie überkleidete die Kirchhofmauer verfallner Wünsche mit grünendem Epheu und lebenden Hecken voll Hoffnungen; sie baute über Gräber die

blaue Glockenlaube der himmlischen Unsterblichkeit und sie zog in die reinen hoffnungslosen Herzen ein mit dem Lilienstengel und Lilienengel des Trostes und der Thränen.

Das Jahr **1763** konnte keine ähnlichern Zwillinge hervorbringen, als den Frühling und Jean Paul, und jeder Frühling erinnert vielfach an ihn, den ewigen Dichterfrühling, den mildesten, schönsten Maimond der humoristischen Natur.

Ja, meine Freunde, die Natur ist humoristisch und Frühling und Jean Paul sind ihre liebsten Kinder. Das Buch der Natur ist die Bibel des Humors, die einzige, höchste und ergreifendste Lektüre, das Vaterunser voll Einfachheit und Erhabenheit, voll Gemüth- und Göttlichkeit! O! leset, leset unaufhörlich in den humoristischen Blättern der ewig offnen, klaren und deutlichen Natur! Die Natur legt einen heitern Himmel in Eure klare Spiegelbrust, wie sie einen über Euch wölbt; die Natur zieht einen abgerundeten Kreis fester Ruhe

in Eure Seele, wie sie den Zirkel ewiger Berge um Euren Horizont schließt; sie säet eine grüne Saat voll Hoffnungen, voll reinerer, besserer Hoffnungen in Euch Selbst, wie sie die grüne Tanzdecke des pflanzentreibenden Bodens vor Euch ausbreitet; sie legt ein Chor voll jubilirender, helltönender Stimmen in Euer Gemüth nieder, wie sie um Euch die Singschule und das Tutti aller stimmkehligen Wesen erschallen läßt; sie füllt Eure Phantasie mit dem Gefühl für das Schöne, wie sie täglich ihre Belvedere von Millionen herrlichen Bildern vor Euch aufschließt, und Euer Auge sich an ihren zauberischen Einklängen und reizenden Farbengebungen labt; sie gießt von der heilenden Hand einer überschleierten Hoffnung Balsam in Euer wundes, einsames und klösterliches Herz, wie sie Euch durch den Nonnenflor der barmherzigen Nacht die leuchtenden Himmelsaugen, die Sterne blinken läßt! Mit tausend Zungen spricht die Natur zu Euch, wie der Humor mit tausend Bildern und Masken Euch um-

giebt; sie umfaßt Euch mit tausend Fühlfäden, wie der Humor mit tausend Handhaben Euch ergreift, bald mit den heißen Armen der Liebe, bald mit den Preßschienen des Spottes; bald mit den Rosenfingern der Hoffnung und bald mit den Krebsscheeren der Verzweiflung; bald mit den Schmetterlingsflügeln der Wonne und bald mit den Freßzangen des Jammers! Der Humor ist der Uraltvater, der Pentateuch aller andern Witzspielarten, er ist der Requetenmeister der ganzen Schöpfung, der erstgeborne Kronprinz der Phantasie, bei dessen Geburt alle Geistesglocken ertönen, und hundert Donnerkanonen voll geistiger Ladung es der ganzen Welt verkünden; da hingegen bei der Geburt der Laune, wie bei jeder Prinzessin, bloß die Hälfte in Bewegung gesetzt werden. Ich möchte den Humor den Witzherkules am Spinnrocken nennen; er überwindet die Welt, aber er verzehrt die Gefangenen nicht kannibalisch, wie die Satyre; er läßt sie nicht über die Zungenklinge springen, sie müssen blos alle ihre Waffen und

Munition an sein Fouragierkorps abliefern. Er ist ein lebensfroher, jovialer, rüstiger und vielerfahrner Greis, der sich mit uns, wie mit Kindern neckt und balgt, aber doch mit uns gutmüthig am Boden herumkrabbelt. Es scheint, als hätte er ewig gelebt und müßte ewig fortleben. Er wird, wie eine Denebecker Metamorphose, bald so groß, daß er sich das Haupt mit Sternen umflicht und mit seinen Riesenarmen hinausgreift in's jenseitige Leben, daß ihn die Planeten und Wolken wie Tropfen an den Fingern hängen. Bald läßt er sich auf den Fallschirm der Phantasie herunter, spielt als Kind mit Blumen und Steinchen, taucht in die Tiefen des Meeres, in die Schachten der Erde, streift in Urgebirge und Wälder und in alle Werkstätten und Laboratorien, und überall holt er seine Nahrung, und alle Reiche der Natur und Kunst müssen ihm Brandschatzung geben. Er ist Mineralog und Botaniker, Astrolog und Hydrauliker, Philolog und Statistiker, Wundarzt und Prediger, Pharmazeut und Al-

chimist. Er ist Meister und Geselle, Laborant und Praktikant. Er ist selbst Autor und Schriftgießer, Setzer und Drucker und Verleger und Kolporteur. Mit der Linken schreibt er die Rudolphinischen Planetentafeln, und mit der Rechten ein Intelligenzblatt. Er schüttet Cagliostro's Lebensessenz und gemeinen Teufelsdreck aus seinen Philadelphischen Schreibermeln. Das eigentliche Wesen des Humors aufzufassen, dazu gehört eine klare, spiegelhelle, erkenntniß- und anschauungsvolle Seele, in welcher er sich wie die fata morgana im strahlenreichen Krystallsee, abspiegeln kann. Darthun wollen, was Humor ist, heißt das Licht erzählen und den Klang abschreiben wollen.

Deshalb auch kein Wort mehr über die Werke des Verblichenen. Noch ist unser Zeitalter der Anerkennung des Ersten seiner Geister nicht reif, nur die Brust von sehr Wenigen ist hoch genug gewölbt, um diesem hohen Götterbilde als Tempel zu dienen; aber es wird eine Zeit in Deutschland kommen, wo man die Gö-

tzen des Tages nur verstümmelt hervorziehen wird aus dem Pompeji der Vergessenheit, jedoch Jean Pauls Genius wird, wie ein Apoll vom Belvedere, in seiner anerkannten, mackellosen Urschöne dastehen, und sein Ruhm wird, wie ein Meistergemälde eben durch die Zeit an Klarheit und Glanz gewinnen. So laßt uns denn, meine theuern Freunde, eine Minute weinen über den kurzen Athem unserer jetzigen Geistesschätzung, und eine Minute lachen über den freudigen Blick in die lichtere Zukunft, und eine halbe Minute lieben, — das heißt, die halbe Minute, die wir noch leben, lieben sein Andenken, und in seinem Andenken lieben die Gottheit, die Menschheit, die Natur und alles Leben!

XVII.

Sehen und Hören.

Es wird so viel Unfug in der lieben Welt mit diesen beiden Wörtchen getrieben, daß Einem Hören und Sehen vergeht! wo man hinsieht, hört man nichts Gutes, und was man hört, sieht traurig aus. Macht man sich gefaßt, eine große Oper zu hören, so sieht man, wie seine Freude zu Wasser wird, und freut man sich eine Künstlerin zu sehen, so hört man, sie ist heiser geworden. Die Leute, die auf die Finger sehen sollten, sehen durch die Finger; die, welche Einen bloß anhören sollten, hören Einem aus. Es läßt sich kaum

ersehen, warum die Damen den und den erhören. Ein Mädchen wird zuerst angesehen, wie weit ist es aber da noch, bis sie ausersehen wird! oft ist dieses kaum abzusehen! Wie sieht sich der Mann nicht vor, wie sieht er ab und zu, wie wenig sieht er ihr nach, auf was sieht er nicht alles früher! er sieht auf die Familie, auf die Kleiderschränke, auf die Geldkisten, letztlich sieht er auf das Mädchen; und wie oft muß man nicht nach allem diesen Sehen noch ein Auge zudrücken! Das Hören ist wieder eine ganz eigene Sache. Diejenigen, welche die längsten Ohren haben, hören am schlechtesten, und gerade diejenigen, welche ausgehört haben, wollen immer wieder anfangen zu hören. Wie oft führt nicht ein kleines Versehen zu einem großen Verhör, und ein kleines Verhör zu einem großen Versehen, und dennoch ist verhört und versehen das beste Spiel. Unsre Vaudevilles, die mit Melodien versehen werden, bei denen wirkt dieß Versehen gerade entgegen-

gesetzt, wie bei Festungen, die man mit Proviant versieht; die letzten halten sich dadurch länger, die Vaudevilles nicht; es ist aber gut, daß es „Versehen" heißt, da sie bald darauf sterben. Man hört oft, was die Glocke geschlagen hat, bevor man noch sieht, was an der Zeit ist, und oft sieht man seine blauen Wunder, ehe man noch davon gehört hat. Seitdem die Wände Ohren haben, hören alle Häuser, unter welchen die Schauspielhäuser die harthörigsten, und die Adreßhäuser die weithörigsten sind. In den Spielhäusern haben sogar die Karten Ohren, ja sie haben's oft faustdick hinter den Ohren, und wenn sie Ohrenweh bekommen, so zieht es sich auf die lange Bank. Kokette Mädchen, guter Schweizerkäs und fette Rindssuppe haben tausend Augen, man kann sie kaum zählen, allein die Augen der fetten Rindssuppe lassen sich verschlucken, die Augen des Schweizerkäses lassen sich verdauen, aber die Augen der koketten Mädchen sind wie Elster-

oder Hühneraugen; sie wachsen immer beständig frisch heran, sie sind überall und nirgends, sie hüpfen umher, wie die Heupferde ohne Zaum und Zügel, begucken alles und kaufen nichts, wie die Diebe, und doch, wenn man sie ertappt, sind sie am losgelassensten.

XVIII.

Die Kunst

mit Kaffeeschwestern umzugehen,

nebst

einem Anhang über das Klatschen, Medisiren, Verläumden, Spötteln, Achselzucken, Augenblinzen, Kopfschütteln, Händereiben, Ohrenspitzen u. s. w., wie auch einige Fingerzeige über die Kunst, alles zu wissen, was bei seinem Nachbar vorgeht, wie viel Ellen Tafft alle Damen in derselben Straße zu ihren Oberröcken gebrauchen, wie die Gesindeordnung aller Häuser beschaffen, wer den Mädchen in dem Revier die Cour macht, wie groß der Pantoffel in den verschiedenen Familien der Umgegend ist u. s. w. u. s. w.

Herausgegeben

von einem

Praktikus und Kaffeebruder.

Vorwort.

Adams erster ruhiger Schlaf ist auch sein letzter gewesen; er erwachte und hatte

eine — Frau. Nichts war natürlicher, als daß es bald kein Paradies mehr für ihn gab, sie zogen aus dem Paradiese; alles war stille; kein Blatt regte sich an den Aesten und Zweigen des Gottesgartens; kein Säuseln der Zweige sagte ihnen ein flüsternd — Lebewohl! Eva schmollte, kein Wort kam über ihre Lippen, und Adam gieng ganz traurig neben her. Ermüdet lagerten sie sich unter einem Baum, doch nicht eine Sylbe vermochte Adam aus ihr herauszubringen; da fiel ein Korn von der Frucht des Baumes herab und gerade in ihre Herzgrube, sogleich fing Eva an, nicht nur zu sprechen, sondern unerschöpflich, wie ein Springbrunnen zu plaudern und zu raisonniren; Adam erstaunte über dieses Wunder, nahm einige Körner dieses Baumes mit — es war der Kaffeebaum — und baute sie in seinem Exparadiese; so oft Eva schmollte und nicht sprach, legte er ihr eine Kaffeebohne auf die Herzgrube, und sie begann wie ein Uhrwerk zu plaudern. Dieses ist der erste Ursprung des Kaffeegebrauchs; wie

er bis auf unsere Zeiten raffinirt und kultivirt worden ist, weiß jede Leserin ohnehin.

Erstes Kapitel.

Vom Anzug in Kaffeegesellschaften.

Das Anziehen in Kaffeegesellschaften ist eben so wichtig, als das Abstoßen. Eigentlich aber ist allda nur vom Losziehen die Rede.

Für die Damen ist eine dunkle Farbe zu empfehlen, da doch ohnehin eine die andere verdunkeln, und sich mit den Flecken der Mitschwestern beschäftigen will. Enge Schuhe können nicht schaden, da gewiß jede noch eine in der Gesellschaft findet, bei deren Anblick ihr der Schuh zu weit wird. Schnüren dürfen sie sich nicht sehr, da sie sich im Verlauf der Gesellschaft immer mehr aufblasen. Den Mantel müssen sie nicht ablegen, um ihn nach dem Wind hängen zu können. Ihr Haar

muß sorgfältig gemacht seyn, denn sie lassen nicht gerne ein gutes Haar an Jemanden.

Zweites Kapitel.

Ueber das Handarbeiten in Kaffee-Gesellschaften.

Das Strickzeug müssen sie auf jeden Fall mitbringen, damit ihnen ja beileibe der Faden der Unterhaltung nicht ausgehe, und damit sie sich gegenseitig tief in's Gespräch verstricken. Feine Tücher zu säumen, steht aber nur höchstens der Hausfrau zu, doch darf sie darüber keine Medisance versäumen. Merken ist in Gesellschaft sehr zu empfehlen, denn da sie so viel Personen um ihren Namen bringen, so müssen sie es doch auf einer andern Seite wieder einigermaßen ersetzen.

Drittes Kapitel.

Ueber das Sich-Introduziren in Kaffee-Gesellschaften.

Ein Mann, der in eine Kaffeegesellschaft

von Damen gebeten ist, versehe sich mit drei Sachen und er ist flott.

1) Eine wahre Anekdote aus dem Leben der Stadt.

2) Ein Bericht einer neuen Mode oder eines neuen Stoffes.

3) Eine Scheere, um die guten Namen und die Langeweile abzuschneiden.

Er beginne vom Wetter und leite es immer so, daß er seine Anekdote daran anknüpfen kann. Z. B. „Es ist sehr glatt draussen; man kann leicht ausgleiten. Apropos, das bringt mich auf die Idee eines Fehltritts, da muß ich Ihnen eine wahre Anekdote erzählen!" Oder: „Es ist heiß zum verschmachten! Weil wir eben vom Verschmachten und Schmachten reden, muß ich Ihnen eine wahre drollige Anekdote mittheilen!" u. dgl. m."

Viertes Kapitel.

Sonstiges Benehmen.

Bei der vierten Tasse sind die Sprachwerk-

zeuge schon ganz durchwärmt und erregt, man nimmt es nun mit der geographischen Medisance nicht mehr so genau, d. h. es können nun auch entfernteste Stadtgegenden an die Reihe kommen, und die nächsten Verwandten um einen Namen kürzer gemacht werden. Mit der fünften Tasse fängt die Ohrenbeichte an, d. h. man flüstert sich schon über seinen Nebensitzenden in die Ohren. Bei der sechsten Tasse lösen sich alle Bande des Blutes und des Herzens, es herrscht eine allgemeine Medisance-Freiheit und Gleichheit.

Fünftes Kapitel.

Abschieds-Complimente.

Zu empfehlen braucht man sich gar nicht, denn man hat sich durch sein Lästern und Spotten genugsam empfohlen. Man reicht den Damen das Umschlagetuch, denn nach ungebundenen Reden können sie bloß in Umschlag erscheinen; begleitet sie an den Wagen und

sagt leise: „Fahren Sie so fort und Sie kommen weit!"

Sechstes Kapitel.

Schluß.

Man sieht nach, wie viele gute Namen auf dem Platze blieben, wie viel leicht, und wie viel tödtlich verwundet wurden, man scharrt die Todten ein und giebt die Hoffnung auf die andern nicht auf. Man küßt sich gegenseitig, um das Gesagte zu besiegeln und geht auseinander, um wieder zusammen zu kommen.

XIX.

Die literarische Holzspaltungs-Anstalt.

Wenn wir einen Blick auf die literarischen Waldungen werfen, und ihren ehemaligen Zustand mit ihrem jetzigen vergleichen, so drängt sich uns unwillkührlich die Furcht auf, bald einen gänzlichen Mangel an wahrem Eichen- und Tannenbrennholz leiden zu müssen und gezwungen zu seyn, unsere Lesezimmer bloß mit den Stoppeln und Maisblättern einer Afterlektüre zu heitzen. Wie kräftig und riesenstäm-

mig eilten nicht sonst die vielblättrigen Bäume dieser alten Wälder hinan zum Himmel, wie konnte der Leser von Zweig zu Zweig eilen und sich hinaufschwingen in die klare, höhere Region des poetischen Daseyns und sich kräftigen in dem Stahlbade der weitgestreckten Anschauung des Lebens; oder sich lesend und lustwandelnd ergehen in den gastlichen und ernsten Schatten ihrer Zweige, die nachbarlich verschlungen, seine geistige Promenade überbauten! Da sprach aus jedem Baume die inwohnende Hamadryade heiliger Gefühle uns an; in dem Rauschen der Blätter hörten wir nur den An- und Rückklang unserer Herzenstöne, und in jedem Stamme standen die eigenen Namen der heimischen Pieriden eingeschnitten! Doch werfen wir jetzt einen Blick nach diesen Wäldern. Wie ausgesichtet! wie ausgereutet! wie hat nicht die Art der fällenden Nachscribler an den üppigen Bäumen genascht! Welch ein Heer von Holz- und Baumdieben hat hier nicht fouragirt und requirirt! Die Zweige sind

entlaubt, und statt der heimathlichen Nachtigall nistet nur die nachäffende Spottdrossel (Turdus Polyglottus) in den ausgelichteten Aesten. Auf dem großen klassischen Banyas-Baume sitzen pedantische Affen, welche die Citationsnüsse herabwerfen in den Schoos unwissender Komodschreiber, welche sie sodann als Mottovorhängetüchlein ihren Kindlein vorbinden. Der Baum der Erkenntniß, der sonst inmitten des Schreibe-Edens stand, ist verdorrt, und die riesigen Pisangblätter der Alten werden von den jetzigen talentnackten Geschwindschreibern zu kleinen Blätterchen verschnitten, ihre Blößen damit zu decken! Dieses Eingehen der literarischen Waldung, die dadurch bevorstehende Holztheurung und die Vorahnung eines Lesefrosttodes, hat die jetzige ökonomische Handhaberei des Literaturgehölzes herbeigeführt. Eine der vorzüglichsten Hervorbringungen dieser Anstalt sind die Sparöfen und Sparheerde, id est Journale und Zeitschriften. Mit einem kleinen, unbedeutenden Stückchen wird

ein ganzes Lesepublikum einige Tage lang in einem gewissen Wärmegrad erhalten. Was wird nicht Alles auf diesem belletristischen Sparheerde verkocht und verbacken! romantische Kräutersuppen, kritische Brühen, sentimentale Hohle-Hippen, Notizenkoch, polemische Hachée, Charadenragouts 2c. 2c.! Und nun gar jene Sparöfen, die mit anderwärts schon ausgebrannten und hier noch einmal angeglommenen Steinkohlen heitzen, d. h. jene Zeitschriften, die nachdrucken und Todte beschwören; diese contribuiren zur Holzökonomie am meisten. Aber es ist nicht genug, daß das Verbrauchungssystem eingeschränkt wird, die Materie selbst, das Holz muß ökonomischer behauen werden, und zu diesem Behufe giebt es Gottlob, auch eine „literarische Holzverkleinerungsanstalt" in der schreibenden Welt. Es giebt nämlich Leute, die theils von der lieben Regentin Vernunft monatlich wenig Gage beziehen, oder auch solche, die gar keine eigentlichen Gedankenrenten haben, sondern davon leben, daß sie zuweilen

einen finden, oder sich bei einem andern Gedanken zu Gaste laden, oder auch irgendwo ausführen rc. Diese Leute wollen doch auch als Kontribuenten der Schriftstellerwelt leben, darum werden sie „Holzhauer" und „Holzverkleinerer" der Literatur. Sie schleppen nämlich einen alten Stamm aus klassischem Boden in ihren eigenen, der auch zuweilen klassisch ist, z. B. aus der dritten Klasse; — nun keilen sie sich mittelst eines Diktionairs in den Stamm hinein, und verursachen also schon eine Spaltung in der alten Literatur. Nachher wird darauf losgehämmert und losgezimmert, bis der Stamm in seinen Theilen zerfällt, glatt gehauen, und in verschiedene Stöße aufgeschichtet wird, worauf sie dann tarifmäßig losschlagen:

C. M.

Eine Klafter Uebersetzung in großen Scheiten . . . . 24 fl.

Eine dito Auszüge in kleinen dito . 20 —

	C. M.
Ein Schäffel Rinde für Quartalschriften	15 fl.
Ein dito Abschnitzel für Almanache .	12 —

Nun bleiben ihnen noch Accidenzien und Nebensporteln, die sie auch mit einer außerordentlichen Betriebsamkeit zu befördern wissen. Z. B.

	C. M.
Die Späne als Gedankenspäne, das Bündel	10 fl.
Die Splitter als Gedankensplitter das Büttel	8 —
Die Abfälle als Einfälle, das Maaß	5 —
Die Holzfasern als Gedankenfidibus, das Hundert	3 —
Den Holzstaub als Gedankenzunder, die Handvoll	30 kr.

Man sieht, diese belletristischen Holzversilberer haben es in ökonomischer Gediegenheit weit gebracht.

Man glaube aber ja nicht, daß man bei Heitzung der Lesekabinette mit diesem Klein=

und Dünnholz Kälte leide, im Gegentheil, es rinnt einem der helle Schweiß über die Stirne. Die Adresse dieser Holzhauer ist Jedem bekannt, wer sie aber sprechen will, der gehe auf einen Kreuzweg zwischen einer Antiquarhandlung und einer Buchdruckerei, und rufe dreimal: „Heilige Propheten der Kunst! erste Lichter der Literatur!" Da kommen sie gleich und fragen: „Was befiehlt der Herr?"

XX.

Zabadeus Sauerteigs

Neujahrs-Prophezeihungen.

Das neue Jahr wird, wie jede Neuigkeit, einen Tag das allgemeine Stadtgespräch seyn; man wird sich mit dem Munde wünschen, mit dem Herzen verwünschen. Man wird kostbare Geschenke machen, und die Rechnungen nicht bezahlen. Leute werden lange Reden halten und nichts sagen. Liebhaber werden mit Anstand verschenken, was man ihnen mit großem Anstande borgte. Frauenzimmer werden sich

einen halben Tag ankleiden, um den andern halben Tag entblößt zu gehen. Männer werden ihre Weiber überraschen mit Zärtlichkeit. Das Jahr wird seyn ein Schaltjahr für alle Frauen, die schwache Männer haben. Die Zinszahl wird dem Hausherrn immer zu klein, den Einwohnern immer zu groß dünken. Der Planet, der das Jahr regieren wird, heißt Gold. Zwischen Weihnachten und Aschermittwoch wird es sehr viele Glückliche, nämlich Betrunk'ne geben. Den längsten Tag wird haben ein Dichter an dem Tage, an dem sein erstes Stück aufgeführt wird. Die längste Nacht wird haben ein Weib vor der Abreise ihres Mannes, und die kürzeste Nacht der Mann nach der Abreise seines Weibes. Ein ewiger Frühling wird seyn in den Toilettbüchschen der Damen. Finsternisse wird es zwei geben, eine unsichtbare bei den sogenannten Helldenkern, und eine sichtbare von der Sohle bis zum Scheitel einer gewissen Jungfrau, die so groß als ganz Europa ist. Das erste Mondesviertel tritt ein

nicht lange nach der Hochzeit. Ein ergiebiges Feld wird es geben für Zwischenträger, einen günstigen Wind für Ohrenbläser, eine trockne Zeit für die Conversation, und heiß wird es werden allen ehrlichen Leuten. Der Hagel wird viel Unheil anrichten, nämlich der Janhagel. Viel Blitz und Donner wird es geben in häuslichen Kreisen. Eine Ueberschwemmung wird es geben an Gedichten, und doch eine Dürre in der Poesie. Viel Nebel wird seyn, doch reifen wird nichts. Eine ergiebige Erndte wird seyn an Dünkelkorn, ein herrlicher Schnitt für Namen- und Ehrabschneider; an Flegeln wird kein Mangel seyn, doch gedroschen wird leeres Stroh. Am besuchtesten wird seyn das Pfandhaus, und am lustigsten in den Trauerspielen. Man wird wie sein Leben lieben — die Todten, und tödtlich hassen — die Lebenden. Man wird in Gesellschaften gehen, um allein zu seyn. Man wird sich stets schminken, und nicht roth werden. Man wird sich für eine Ewigkeit trauen lassen, und sich von die-

ser Minute an keinen Augenblick mehr trauen. Menschen, die nie hungrig sind, werden stets essen, und die so Hunger leiden kriegen keinen Bissen. Man wird fast eben so viel Zahlungen ein= als Wechsel ausstellen. Man wird das ganze Jahr verliebt seyn, und doch nicht lieben. Man wird viel Gönner und wenig Kenner finden. Die Müßiggänger werden sehr beschäftigt seyn, und die Geschäftsleute werden müßig gehen. Weiber werden sich den ganzen Tag Mühe geben, Abends zu gefallen, und werden, beim Lichte betrachtet, mißfallen. Ein Jeder wird es lieben, nur sich selber zu sehen, und doch seinem Nachbar den Spiegel vorhalten. Der nicht einen Bedienten hat, wird oft Viele beherrschen, und der zehn Diener hält, wird kaum sein eigener Herr seyn. Um den Streit zweier Partheien zu schlichten, wird man Leute besolden, die ihn ewig machen. Leute ohne Ausbildung werden die meiste Einbildung haben. Auf den Theatern wird man die alten griechischen Stücke mit vielem Auf=

wande geben, das eine große Trauerspiel aber: „die Griechen," wird ohne Theilnahme vorübergehen. Nach verbotenen Frauen und verbotenen Büchern geschieht die meiste Nachfrage, erlaubte Bücher und ledige Mädchen aber werden nicht an Mann zu bringen seyn. In der Literatur werden viele Diebe erwischt werden, die kritischen Richter werden die kleinen hängen, und die großen laufen lassen. Man wird sich in Zwölf Sprachen „gehorsamer Diener" nennen, und keinem Menschen einen Dienst erweisen. Die Ungeschliffenen werden am schneidendsten, und die Geschliffenen am stumpfsten seyn. Leute, die zehn tausend Tage studiert haben, kriegen kein Amt, und die nur eine Nacht verheirathet sind, werden angestellt. Arme Teufel werden reich seyn an Witz, Laune und frohem Muth, und reiche Männer werden arme Sünder seyn. Man wird, um frische Luft zu schöpfen, in verschlossenen Häusern spazieren fahren. Leute, die nirgends kochen, werden überall essen, und die überall zu

Hause sind, werden bei sich selbst fremd seyn. In Lesezirkeln wird man bemerken, daß die Lichter immer kürzer, die Zeit aber immer länger wird, und die Redaktoren sämmtlicher Journale werden sehr klagen über die große Abnahme — der Abnehmer.

A m e n.

XXI.

Das kuriose Paar. *)

Zuerst ein Wort an Euch, holde Leserinnen! Gönnet mir das erste Wort, es ist ja das letzte nicht! Verzeiht mir, daß ich das Meisterstück der Schöpfung nachgeschaffen, daß man am Ende ein ganzer Schöpfer wird! Verzeiht, daß ich es wagte, eine weibliche Figur aus den Geräthschaften der Küche zusammenzusetzen, da Ihr doch eigentlich so selten in der Küche figuriret. Aber da ich immer sagen hörte: Die Frauen sind aus lauter Launen zusammengesetzt, so dachte ich, es ist doch besser, aus Küchengeräthen, als aus Launen zu-

*) Das Bildniß zu dieser Beschreibung war in der „Berliner Schnellpost.“ A. d. V.

sammengesetzt zu seyn. O seyd mir nicht böse und glaubt mir sicher, daß Euch das Feuer der Küche eine schönere Röthe giebt, als das romantische; daß das Küchenbrett mehr Euer Feld, als das Feld des Schachbretts ist, und daß das Drehen des Bratenwenders Euch besser ansteht, als das Nasendrehen. Es ist höchst sonderbar, daß Ihr, so lang Ihr Mädchen seyd, keinen ängstlichern Wunsch habt, als den, ein Haus zu machen, und einen eignen Heerd zu haben, und habt Ihr beides, so geht die Häuslichkeit verloren, und um den Heerd bekümmert Ihr Euch gar nicht mehr. Verzeiht also meine Erfindungskraft, daß sie ein weibliches Wesen aus solchen Geräthen schuf, bei denen ihre Einmischung am besten geräth. Mit Dir, lieber Leser, mache ich gar keine Umstände, und bitte Dich nur, ein beobachtendes Auge auf dies kuriose Paar zu haben, indem sich vielleicht bei näherer Betrachtung herausbringen ließe, daß bei den meisten Menschen sich viele körperliche Theile ihrer organischen und mora-

lischen Bestimmung nach, zu den hier angebrachten Instrumenten und Geräthen hinneigen. Wir wollen bei dem Haupte anfangen, bei manchen Menschen auch Kopf genannt. Man weiß, ein Mann von Kopf und ein Mann von Haupt sind zwei verschiedene Dinge. Ein Hauptmann ist nicht immer ein Mann von Kopf, mancher Mann von Kopf hat ein Oberhaupt, das seinem Unterhaupte kaum gleichkömmt. Leute ohne Kopf machen oft ein Haupt-Glück, und mancher Haupt-Streich wurde kopflos ausgeführt. Wer nicht auf den Kopf gefallen ist, wird oft auf das Haupt geschlagen. Mancher Kaufmann kratzt sich den Kopf, wenn er sein Haupt-Buch lieset, und gerade in Hauptsachen verliert man am ersten den Kopf. Der Dummstolze neigt das Haupt, der Klugfreundliche nickt mit dem Kopfe. Der Mann ist das Haupt des Hauses, aber die Frau wächst ihm über den Kopf. Man wird enthauptet und nicht entköpft, so wie man umgekehrt

gekőpft und nie gehauptet wird. Ueberhaupt ist Kopf männlich und Haupt sächlich. Ein behaubtes Haupt ist weiblich; es besteht auf seinen Kopf und behauptet seine Regierung. Kopf und Geld sind selten beisammen, daher das Kopfgeld aufgehoben wurde; aber Geld bleibt doch immer das Haupt, und gegen diesen Hauptton verstimmen alle Kopfstimmen! Ich fange also bei dem männlichen Kopfe an, und frage jeden Leser von Kopf: ob nicht bei den meisten Menschen der Kopf nichts ist, als eine Trommel mit dem eigenen Eselsfelle bezogen, und von den Schlägeln des Irrthums und des Wahnes betrommelt. Die Trommel und der Kopf, je überspannter sie sind, desto größeren Lärm machen sie. Ist nicht der Kopf des geselligen Horchers eine wahre Rührtrommel? bei der kleinsten Herzensfeuersbrunst, bei dem kleinsten Ehescharmützel, bei dem kleinsten Festmanöver läuft diese Feuerlärm-, Lizitations- und Ankündigungs-Trommel durch die ganze Stadt.

Meistens braucht man, wie zu gewöhnlichen Trommelschlägerchen, kleine Leutchen dazu, die wie Vaucansons berühmtes Automat immerwährend forttrommelt. — Nun wende ich mich zu dem weiblichen Haupte, eine Wendung, die dem Leser gewiß gefällt, da es in diesem Punkte ein wahrer Wendepunkt ist. Den größten Theil dieses Hauptes bildet eine Suppenterrine, deren Deckelknopf die Nase vorstellt. Sollte das etwa bedeuten, daß es ein Hauptgeschäft der Frauen ist, einem ein Süppchen einzubrocken, oder einem die Suppe zu versalzen? Die Handhabe einer Kanne bildet den Mund und das Auge, eine boshafte Anspielung auf die Kannengießerei, die von weiblichen Lippen gehandhabt wird, und welche die Frauen immer im Auge haben. Eine ganz neue Art von Hüten lernen wir an diesem Haupte kennen: einen zurückgestürzten Korb; wenn ich malizióse seyn wollte, so würde ich sagen, dieser Kopfputz ist schon deswegen sehr richtig, weil alle Körbe,

die die Mädchen austheilen, zuletzt auf sie selbst zurückfallen, welches noch ein Glück ist, da sonst die grauen Härchen nicht von einer Haube bedeckt werden. Je mehr Körbe ein Mädchen vom grünen Jungfernholze flicht, desto weniger ist Hymen geneigt, ihr am gelben Herbstholze Ehekränze zu flechten. Wahrscheinlich ist der guten Dame mit den Körben ein Härchen nach dem andern ausgegangen, und nicht wieder heimgekehrt, so daß zuletzt kein gutes Haar mehr an ihr zu finden war, und der letzte Korb muß nun dazu dienen, als Mantel christlicher Liebe die Blößen menschlicher Schwächen zu bedecken. Der Henkel bindet den Korb als Bindeband um die Wange unserer Dame, sie hätte wohl nicht nöthig, den Korb zu binden, da ihn schwerlich noch jemand holen wird; allein es ist das einzige Band, das sie zu knüpfen hat, und sie feiert diese Verbindung so zu sagen symbolisch, wie der Doge die Verbindung mit dem Meere. Als Bouquet prangt auf dem Korbe ein Feder=

wisch. Was soll das bedeuten? Wer Langbeins witzige Erzählung: „die Flederwische“ kennt, muß mit mir auf die Idee kommen, es sey ein Flüchtling jener Flederwische, mit der eine Korbaustheilerin ihren Freiern die Thüre nachkehrte. Hier scheint es aber keine Nachkehrung, sondern eine Vorkehrung zu seyn, einen irrenden Freier zur Einkehrung in das Land zu laden, aus dem keine Rückkehr möglich ist: in das von ihr gelobte Land der Ehe. Dieser Flederwisch soll ein Meilenzeiger in dies Land seyn und sagen: „Hier sind noch einige Federn zu haben.“ Solche Goldfedern sind allerdings ein Reizmittel, und dieser Flederwischpharus dürfte manchen anlocken, sich aus dem Sturm der Zeit und der Kreditoren in den winkenden, wenn auch nicht einladenden Hafen zu retten. Daß diese Lockangel unserm Manne hier gelte, bezweifle ich, da aus seiner Kopfbedeckung — einem Horne — sich deutlich ergiebt, daß er schon anderweitig ein einziges Ja erkauft hat, und

dann immer und ewig „Nein“ zu hören. Gerade unter diesem Schicksalshute der Ehemänner erblicken wir auf dem sogenannten Schmutzfleck der Trommel, das musikalische Notengesicht. Der Violinschlüssel formirt die Nase, weil sie auch nach vier Seiten (Saiten) hinausschmeckt und die Brille als Sordinchen aufsitzen hat. Die zwei Augen sind ein Kreuzchen und ein Auflöser, denn drückt der Mensch nicht, wenn er mit heuchlerischen Kreuzblicken ein Auge zum Himmel erhebt, das andere halb zu, und löset so den erhöhten Blick wieder zum gemeinen auf? Die Ligaturen sind als Augenbraunen kurz abgeschnitten, wie nach Lavater solche Augenbraunen einen ungeschliffenen Geist verrathen. Wer sieht nicht, daß diese 32stel Note den Mund mit seinen 32 Zähnen vor stellt, inclusive der Weisheitszähne, die jeder Narr auch hat? Daß der Hals ein Posthorn ist, ist sehr natürlich. Tausend Menschen künden durch dieses Sprach-Klapper-Posthorn jeden Passagier an, den sie in der Herzenschaise

führen. Auch dieses Posthorn will, daß ihm, wenn es erschallt, alles andere ausweiche und Platz mache. Die Achselblätter bieten sich uns als Teller dar, wahrscheinlich, weil die Tendenz aller heuchlerischen Achselträger bloß auf einen vollgefüllten Teller hinausgeht! Herz, Brust und Bauch bildet das Violoncell, wie denn bei vielen Menschen das Herz auch nur ein Bauch zu seyn scheint, der sich behaglich streichen läßt. Der Nacken unserer Dame hingegen wird von der Handhabe eines Eimers gebildet, der dann weiter hinab als schmale Taille zusammenläuft. Sollte dieses Gefäß als Maaß vielleicht andeuten, daß Herz und Brust der Frauen stets nur mit Maaß zu thun haben, mit Maaßlieb oder Schneidermaaß oder Anmaaßung? Dies wäre etwas weit hergeholt, und man könnte dann eben so gut sagen: der Reif am Eimer, der sie wie ein Schnürleib umschließt, wolle andeuten: die Dame wäre schon sehr reif! Denn daß sie reif, ja, etwas überreif, d. h. daß sie von

ihrer Naturmitgift schon das Meiste an dem Leben zugesetzt hat, beweiset die Schürze, die sie als Procurabusen an die Stelle, wo weiland ein wirklicher in Garnison gestanden haben soll, einschob. Wahrscheinlich ist darum die Schürze erwählt worden, ihre Parterrewohnung mit der leerstehenden Belle-Etage zu vertauschen, weil die Schürzen im Geruche stehen, nicht nur eine Nachkommenschaft, sondern eine Nachläuferschaft hervorzubringen. Wir sehen, die Dame hat den Knoten gut geschürzt; wer ihn einst lösen wird, wird sich einen neuen im Taschentuche machen, um bei ähnlichen Vorfallenheiten Schein von Wahrheit zu unterscheiden. An der Stelle des Flors oder der Gaze, die den Busen entdeckend bedecken sollen, hat sich hier ein Durchschlag eingeschlichen, weil sie noch immer von der Hoffnung beseelt ist, sich mit ihrer Auxiliarschürze noch ziemlich gut durchzuschlagen. Ihre rechte Hand, die aus einem Wiegenmesser und einem Nudel-

holze besteht, hält sich ein Becken als Spiegel vor das Angesicht. Vergebens bemühe ich mich, in die Composition dieser Hand, so wie der Linken, aus Kaffeetrommel, Topf und Reibeisen, irgend einen Sinn hineinzulegen, wenn es nicht etwa gerade der seyn sollte, daß die Damen mit ihrer Hand oft ganz sinnlos schalten und walten. Oder sollte das Wiegemesser sagen: ein Mädchen, das sich lange mit falschen Hoffnungen wiegt oder lange mißt, ergreift endlich etwas ganz Ordinaires, und hält es für den Spiegel der männlichen Jugend? Sollte die Kaffeetrommel, die den linken Oberarm macht, etwa sagen: der Kaffee liege ihr sehr am Herzen? Der Topf, daß diese Hand das Feuer nicht scheue? Das Reibeisen, daß sie schon manche Reibung erlebt? Alles dieses sind Muthmaßungen; gewisser ist es, daß die zwei Blasebälge, von denen einer, wie eine Waffe, ihre Hüfte ziert, und der andere zum steten Gebrauch in ihrer Hand glänze, gewisse Gluthen anfachen sollen. Der

eine dient ihr zugleich als Lorgnette, denn manche Lorgnette dient als Blasebalg und muß die Lohe der Blicke noch mehr schüren und anfachen. Der andere, in Ruhestand versetzte, hat entweder schon ausgedient, oder dient bloß als Minister der auswärtigen Angelegenheiten, und schürt blos das Feuer der Nachbarinnen, Gevatterinnen und Freundinnen an. Weil wir eben von Nachbarinnen reden, drehen wir uns wieder zu unserm Musikmann, dessen rechter Oberarm ein Reiseklavier bildet; dies Instrument ist wörtlich a r m. Der Vorderam besteht aus einer Trompete, in der eine Flöte steckt; vielleicht eine sinnreiche Anspielung, daß die Musik eine glückliche Verbindung des Zarten mit dem Starken ist, oder daß gewisse Hände nicht eher pulsiren, bis sie Metallklänge hören. Das Sprichwort: „Jede Trompete hat ihre Quaste,“ bestätiget sich auch hier, da die Quaste die Hand formirt. Der Violinschlüssel des Gesichts scheint die Nase zu rümpfen über die K e s s e l p a u k e n des Sede-

ments, die von dem Triangel-Leibrock überschattet werden. In den gehenden Theilen sehen wir ganz richtig lauter begleitende Instrumente, Mandoline, Guitarre, Tambourin u. s. w. Die Violine im Fuße ist eine satyrische Anspielung auf die Verkehrtheit der Zeit, die alles, was leeren Lärm macht, bis über den Kopf erhebt, wie hier Trommel und Horn, und das Werthvolle, das weniger Geräusch macht, unterdrückt. Der rechte Fuß scheint der eines Musikers von Profession zu seyn, der im gewöhnlichen Dünkel die Dichter-Leyer mit Füßen tritt! Der Linke ist eine Art Bocksfuß, der mit der Panpfeife auftritt, um Waldnymphen zu locken. Charakteristisch ist es, daß auch hier, wie im Leben, die ächte Apollo-Leyer vor der Bockspfeife zurücktreten muß. Ganz anders gestaltet sich das Kostüm unserer schönen Küchengestalten. Den Hauptbestandtheil ihrer Robe macht ein Präsentirbrett, so zu sagen, als loco sigilli des beliebten Cul de Paris, der doch auch gar nichts anders ist, als

ein Präsentirteller, jedoch blos eines Schaugerichts, so wie man einen Präsentirteller gewöhnlich herumgehen läßt, in der Voraussetzung, es wird Niemand etwas davon berühren. Dabei sieht man ein Netz, Teller, Mörser, Trichter, Kelle, Tasse, Quirl, Kaffeemühle u. s. w., als Stickerei des Kleides. Das Netz hat etwas große Räume, wahrscheinlich weil es nur auf Stockfische berechnet ist, da die feinen Hechtchen und die Goldfischchen alle entschlüpft sind. Die andern Geräthe sollen blos andeuten, daß ähnliche Dinge die schönste Zierde einer häuslichen Frau sind, und ihr am besten kleiden. Die breite Bordure des Kleides wird von einem Wasserfasse ohne Boden, in welchem sie steht, repräsentirt; das ist eine wahrhafte Einfassung, und sagt klar, daß die Damen jedem Dinge gleich den Boden einstoßen, um nur damit zu Stande zu kommen. Der rechte Fuß mit dem Beilpantoffel bezeugt, daß so ein rechter Pantoffel ein wahres Henkerbeil

ist; der linke Fuß scheint blos ein Bürstenabzug des rechten zu seyn. Das Verhältniß, in welchem dies Paar zu einander steht, ist schwer zu enträthseln; sollte es doch vielleicht ihr Gemahl seyn, und er schlüge die Harfe, wie David, um den bösen Geist von ihr zu bannen? Das kann ich nicht glauben, denn um ihrem Ehemanne zu gefallen, tritt keine Dame vor den Spiegel. Sollte es vielleicht Braut und Bräutigam seyn, und er wäre eben beschäftigt, für den lieben Ehestand andere Saiten aufzuspannen? Für eine Braut lebt sie auf zu freiem Fuße, da sonst die Bräute gern die Füßchen einziehen, um für Paradiesvögel zu gelten. Sollten sie sich etwa eben getrennt haben, und er stimmt ein Te Deum an? Dieß gewinnt an Wahrscheinlichkeit, wenn man sieht, daß beide Figuren eben zurücktreten; jedoch wage ich es nicht, zu entscheiden, und überlasse es dem Scharfsinne der Leser. So viel ist gewiß, daß er ein Mann von Ton und sie ein Weib von Feuer ist;

man sieht daraus, daß der Mann mehr zum Harmoniren geneigt, und der Zwietrachtsfunke bei der Frau glimmt. Also singe ich ihm jetzt sein Schwanenlied, und sage: Friede ihrer Asche!

XXII.

Trauungs-Rede

zur

Vermählung des Herrn Kaffee mit Demoiselle Sahne.

Meine andächtigen, theuren und kostspieligen Freunde!

Der Text, den wir unserer heutigen Rede zu Grunde gelegt haben, findet sich aufgezeichnet im ersten Buche der Genesis, und lautet daselbst im ersten Kapitel, Vers neun, wie folgt:

Es versammeln sich die Wasser unter dem Himmel auf einem Orte, damit das Trockne sichtbar werde!

Im ersten Augenblick, aber nur im ersten Augenblick, scheint in diesen Worten ein großer Widerspruch zu liegen; denn wenn sich alles Wasser vereinigt, wie kann da etwas Trockenes sichtbar werden? Bei näherer Betrachtung aber wird es sich als ganz richtig bewähren. Zu dieser Betrachtung erbitte ich mir Eure gewohnte Aufmerksamkeit in den folgenden beiden Theilen meiner Rede, wovon der erste Theil Wasser und der andere trocken seyn wird.

(Hier kann der Zuhörer sich oder seinen Nächsten räuspern, auch etwas murren, daß der Kaffee noch nicht kommt; nicht minder kann das Publikum einige schlechte Witze reißen, aber nicht viele, denn nun komme ich mit meinem):

Erster Theil.

Wasser.

Indem Ihr Euch, meine frommen Zuhörer, einige Tassen Kaffee zu Gemüthe zieht, wird Euch die Bedeutung dieses Wortes: Wasser bereits durchdrungen haben.

W a s s e r! welch ein Wort! Die allererste Versammlung bestand aus Wasser! wie aus dem Texte unserer Rede hervorgeht: Es versammeln sich die Wasser! Eine Tradition lehrt, daß sie sich versammelt hätten, Göthe's Geburtstag zu feiern, und daß die Spree, die früher so breit war, wie die Wolga, sich damals so erschöpft hat, daß sie wie ein seichtes Gelegenheitsgedicht durch Berlin fließt.

W a s s e r! wenn es kein Wasser gäbe, könnte man kein Wasser unter den Wein schütten; könnte man kein Wasser unter den Wein schütten, so könnten keine Weinhändler bestehen; könnten keine Weinhändler bestehen, so könnte es keine Schauspieler geben; Schauspieler muß es aber geben, ergo muß es Wasser auch geben!

W a s s e r! Wenn es kein Wasser gäbe, könnte es keine Wasserweiber gäben, gäbe es keine Wasserweiber, so könnte es keine Sahneweiber geben; gäbe es keine Sahneweiber, gäbe

es auch keine Sahne; Sahne muß es aber geben, ergo muß es auch Wasser geben!

Wasser! Wenn es kein Wasser gäbe, so könnte es keine Thränen geben; gäb' es keine Thränen, so könnt' es kein Mitleid geben; gäb' es kein Mitleid, so könnt es kein Trauerspiel geben; gäb' es kein Trauerspiel, so könnte es keine Trauerspieldichter geben; Trauerspieldichter muß es aber geben, ergo muß es Wasser auch geben!

Wasser! Wenn es kein Wasser gäbe, so gäb' es auch im Himmel keinen „Wassermann; gäb' es keinen „Wassermann," so gäb' es auch keine „Fische;" gäb' es keine Stockfische, so gäb' es keine Abonnenten auf meine Werke, gäb' es keine Abonnenten auf meine Werke, so gäb' es auch keinen Kaffee; Kaffee aber muß es geben, ergo muß es Wasser auch geben!

Wasser! Wenn es kein Wasser gäbe, so gäb' es auch keinen Regen; gäb' es keinen Regen, so gäb' es auch keine Tropfen; gäb'

es keine Tropfen, so gäb' es auch keine Homöopathie; gäb' es keine Homöopathie, gäb' es nicht „Wurst wider Wurst;“ gäb' es nicht „Wurst wider Wurst,“ so gäb' es keine ewige Gerechtigkeit; eine ewige Gerechtigkeit muß es aber geben, ergo muß es Wasser auch geben!

Wasser! Wenn es kein Wasser gäbe, so gäb' es auch kein Meer; gäb' es kein Meer, so gäb' es auch keine Insel; gäb' es keine Insel, so gäb' es auch keinen Robinson; gäb' es keinen Robinson, so könnte Madame Krikeberg nicht übersetzen; Madame Krikeberg muß aber übersetzen, ergo muß es Wasser auch geben!

Wasser! Wasser! Je mehr ich davon rede, je mehr läuft mir der Mund voll Wasser! Das alles ist Wasser auf meine Mühle! Ich schließe nun den ersten Theil meiner Rede, um Euch Eure Freude nicht ganz zu Wasser zu machen.

(Hier können die Zuhörer iht Entzücken ausdrücken, und sich Kräfte sammeln zum)

Zweiten Theil.

Trocken!

Trocken sind — meine andächtigen Zuhörer! — alle Gegenstände, die nicht naß sind! Mit Ausnahme der trocknen Gelbschnabels, der hinter den Ohren noch naß ist. Trocken ist oft ein großes Wort, ein heilbringendes, ein verderbendes! Mit der trockenen Wahrheit könnte man eben so wenig in einer anständigen Gesellschaft erscheinen, als mit einem nassen Pudel! Ein trockener Heirathsantrag macht weniger Eindruck, als ein feuchter Liebesblick! — Man wird durch einen trockenen Korb mehr begossen, als ein zu Wasser gewordenes Rendezvous! — Tausend Menschen gehen in's Wasser, blos um auf's Trockene zu kommen! — Ein Seelöwe, ein Seetiger sind nicht halb so reizend, als ein Schäfchen — im Trockenen! —

Wie glücklich sind die Schriftsteller, die nie Sand brauchen, sondern die ihre Sachen gleich trocken niederschreiben! — Ein trockener Husten ist bei weitem erträglicher, als ein Auswurf der Menschheit! — Ein trockener Spaß ist amüsanter, als ein wässeriger Ernst! — So darf ich auch hoffen, daß der trockene Theil meiner Rede besser ist, als der wässerige Theil Eures Kaffee's! — Mit Vergnügen seh' ich mich, meine Rede und Euch durch und durch getrocknet um das Wasser sitzen; denn nun ist Euch der Text meiner Rede klar geworden:

„Es versammeln sich die Wasser alle auf einem Orte, damit das Trockene sichtbar werde!"

Also ward es! Die Vermählung des Herrn Kaffee mit dem Fräulein Sahne, geborne Wasser, gab den glücklichen Impuls dieser Rede. Seht hier ein musterhaftes Paar! Der Bräutigam hat sich erst mahlen lassen, dann hat er sich in's Wasser gestürzt; die

Braut hat erst für den eigenen Heerd gesorgt, darauf haben sie sich feuerlich verlobt und noch am grünen Holze verbunden. Ihr seyd alle als Milchbrüder von Kaffeeschwestern dazu eingeladen. Wir hoffen, in vier Wochen die silberne und in acht Wochen die goldene Hochzeit zu feiern, wozu Ihr nur das Gold und Silber mitzubringen braucht, und somit Glück und Segen dem neuen Ehepaare; möge Fortuna ihre Schale geben, denn bald hab' ich zu wenig Kaffeeschalen! Zum Schlusse danke ich Euch, die Ihr gekommen seyd, für die Ehre und Euch, die Ihr nicht gekommen seyd, für das Vergnügen, das Ihr mir erzeigt habt, in Ewigkeit, Amen!

XXIII.

Monographie
der
Theatral=Astronomie.

Lieber Leser! ich habe Dir schon einmal gesagt, daß ich ein prächtiger Kerl bin, und mich selbst küssen möchte; aber ich habe Dir noch nicht gesagt, daß ich ein witziger, ein sehr witziger Kerl bin! Du freilich weißt das nicht, aber ich! Ich bin geheim witzig, verschwiegen! Die Welt erfährt es nur nicht, und dieß Geheimniß wird mit mir sterben! So ist es auch eines meiner witzigen Geheimnisse, daß ich eine Theatral=Astro=

nomie geschrieben habe; und wenn Du mir versprichst, lieber Leser, mein Geheimniß zu ehren, will ich Dir einige kleine Auszüge aus dieser Wissenschaft mittheilen. Du mußt es nur nicht weiter erzählen, sonst könnten die Leute glauben, ich wolle die Astronomie persönlich angreifen, und die Astronomie könnte auf eine Fiskal-Untersuchung bei dem Septemvir-Gericht der Plejaden gegen mich antragen, wenn sie auch voraus sehen kann, daß die hellen Richter sie zurückweisen werden. Also, lieber Leser, sage keinem Menschen etwas von dieser meiner geheimwitzigen Wissenschaft.

Die erste Regel

der Theatral-Astronomie ist: seinen Horizont zu kennen, und ihn nie aus den Augen zu verlieren.

Der Thierkreis

heißt in der Theatral-Astronomie derjenige Kreis von Künstlern, die Thiere auf

der Bühne darstellen. Wenn ich also einer Bühne beigesellt bin, wo ich Affen, Hunde, Wölfe u. s. w. darstellen lasse, so ist das mein Thierkreis.

Die Himmelskörper

der Theatral-Astronomie werden eingetheilt in Fixsterne, Planeten und Kometen. Die Fixsterne heißen von Fixus unbeweglich. Die Schauspieler also, die schlecht spielen und unbeweglich sind, sind die Fixsterne der Bühne. Die Planeten sind die beweglichen Sterne, entweder die Schauspielerinnen, die beweglich oder leicht zu bewegen sind, oder die zu großen Gagen bewegen u. s. w. Kometen endlich sind die Künstler und Künstlerinnen, die mit einem großen Schweif von Eltern und Verwandten engagirt werden.

Der Zenith und Nadir

in der Theatral-Astronomie ist, wenn man vom Scheitelpunkt bis zum Fußpunkt

von dem Sternenlicht einer Künstlerin geblendet ist.

Der Magnet

ist in der Theatral-Astronomie von großer Wichtigkeit. Allein der Theatral-Astronom hat bis jetzt die sonderbare Erfahrung gemacht, daß der Magnet in der Theatral-Astronomie nicht nach Norden, sondern nach Süden zieht. Der Compaß ist auch da sehr nöthig, denn da man zu Engagementsreisen einen Paß nöthig hat, so muß man sagen: Komm' Paß!

Der Mittags-Zirkel

ist in der Theatral-Astronomie derjenige Zirkel, wo der Künstler des Mittags zum Essen eingeladen, und in welchem über Koch- und Bühnenkunst debattirt wird.

Der Aequator oder Gleicher

heißt in der Theatral-Astronomie derjenige Dirigent, der solche Stücke auf das Repertoir

setzt, die den kürzesten Abend so lang wie den längsten Tag machen, also eine künstliche Tag- und Nachtgleiche hervorbringen.

Die zwölf Zeichen

der Theatral-Astronomie sind: 1) Der Widder, oder das Schaf als Chef. 2) Der Stier, oder die Ochsen-Menuette. 3) Die Zwillinge, oder Staberl und Urschel. 4) Der Krebs, oder die Mitschuldigen. 5) Der Löwe, oder der verwunschene Schneidergeselle. 6) Die Jungfrau, oder die Italienerin in Algier. 7) Die Wage, oder der Jurist und der Bauer. 8) Der Scorpion, oder der Wechsel. 9) Der Schütze, oder 14 Tage nach dem Schuß. 10) Steinbock, oder le vieux garcon et la petite fille. 11) Der Wassermann, oder der Dichter und der Schauspieler. 12) Die Fische, oder sieben Mädchen in Uniform.

Von den nördlichen und südlichen Sternbildern

finde ich in meiner Theatral-Astronomie auch

einige thätig, z. B. das fünfte: die Cassiopeja, ein auf dem Stuhle sitzendes Frauenzimmer. Die Cassiopeja ist die Nachbarin des Kamelopards oder Giraffen (10te Bild) welcher seinerseits wieder mit dem 11ten Sternbild, dem Fuhrmann, in Berührung kömmt. Auch das 11te südliche Bild: der Wolf spielt in der Theatral-Astronomie eine bedeutende Rolle u. s. w.

Merkwürdig ist es, daß bei meinem Theater-Astronom die Wage ganz an den Nagel gehängt wurde, wenigstens die Wageschaalen; die Zunge ist noch in steter Thätigkeit.

Mehrere theatralisch-astronomische Betrachtungen, Kalender-Bauernregeln, Wetterprophezeihungen habe ich auch gesammelt, z. B. wenn die erste Theater-Sonne einen großen Hof hat, so folgt ein Beifallsregen. Wenn die Jungfrau Abends in das Zei-

chen einer Tanzgesellschaft tritt, so steht des andern Tages eine Heiserkeit zu erwarten. Wenn sich der Astronom von Norden nach Süden bewegt, um Theater-Sterne zu entdecken, so wird für Gasthäuser eine gute Ernte u. s. w.

XXIV.

Laufbriefe.

Ich habe mich schon einmal darüber gewundert, daß man blos Steckbriefe hat, die den Zweck haben, durch genaue Beschreibung einer verdächtigen Person, dieselbe kenntlich zu machen, damit sie zum Besten des Staats, der Ruhe, der Sicherheit und des allgemeinen Besten angehalten, aufgefangen und zurückgestellt werde. Ein eben so vortreffliches Werk wäre es, wenn man Laufbriefe hätte. Diese Laufbriefe sollten den Zweck haben, gewisse Leute, die durch unerträgliche Fadheit, durch Arroganz, durch Dünkel, durch Anmaßung, durch Albernheit, durch Zudringlichkeit, durch Aufpasserei,

durch Horchen u. s. w. gefährlich sind, kenntlich zu machen, damit sie jeder um Gotteswillen nicht anhalte, sondern um seiner Ruhe willen, ja schnell laufen lasse. Wenn man die Steckbriefe Personen nachschickt, so sollte man diese Laufbriefe ihnen vorschicken, sie in die Zeitungen setzen lassen, damit jeder, der einem solchen Zeit- und Gesellschaftsmörder, einem solchen Ehren- und Namendieb, einer solchen geheimen Polizei-Blindschleiche, einem solchen falschen Recensions-Münzer, einem solchen literarischen Lügen- und Windbeutel, einem solchen korresporinden Auslandläufer, einem solchen Geduldnothzüchtiger, einem solchen Anekdoten-Brenner und Bonmot-Schmuggler zufällig begegnet, geschwind auf die Seite springe, und ja keine Minute ihn aufhalte. Diese Personen sollten dafür festgesetzt werden, daß sie nicht durchgehen, und fortgejagt werden, weil sie festsitzen. Wie schön wäre es, wenn wir in der Polizeifama solche Laufbriefe läsen und gleich wüßten: den und den müssen wir in Gottesnamen lau-

fen lassen. Ich will zum Spaß einige ganz aus der Luft gegriffene Formulare hier beifügen und gebe jedem, der etwa etwas unter denselben suchen sollte, im voraus einen Laufbrief.

Erster Laufbrief.

In einer sichern Stadt, die an einem schönen Flusse liegt, ist ein unsicherer Redakteur nicht auszurotten. Er ist nicht wegzukriegen und hat sich allda wie Merkurialsalbe eingesogen. Der Mann ist kleinlich, hat eine weiße Nase, ein loses Maul, ansehnliche Ohren und einen weiten Hals. Er trägt einen steifen, arrogantfarbenen Leibrock, einen Strohhut, einen ditto Kopf, einen Mantel aus jüdischer Nächstenliebe, gewendet; ein Stockparaplui aus Grobzeug und Schreibeärmel aus Büffelleder. Er schreibt alle Tage etwas Monatlanges, wiederkäut einen Schlegel, lebt vom Schlamme, tappt im Finstern und kann alles was hell ist, nicht leiden. In seinem Felleisen befinden sich:

gestohlene Gedanken, gewärmter Brei, Stiefelwichse zu Dinte, zäher Gummi zu Witz und eine vollkommene, ausgearbeitete, unübertreffliche Gemeinheit, letztere sein eigen. Wir bitten jeden ehrlichen, literarischen Kerl, der ihn nach obiger Beschreibung erkennen sollte, ihn um Gotteswillen laufen zu lassen, ihm ja nicht Rede zu stehen; denn wenn er angehalten wird, wirft er wie das Stinkthier mit Schmutz um sich; wer ihn ungehindert im Fortlaufen befördert, wird reichlich belohnt.

Zweiter Laufbrief.

Auf einer sichern Bühne kann ein unsicherer Schauspieler nicht mehr fort. Er trägt sich selbst auf den Händen, seine Vortrefflichkeit im Munde, und jeden, der ihn nicht sehr lobt, Haß nach. Er lebt von der Einbildung und spricht nur ein einziges Wort: Ich. Er hat vier grimmige Feinde: das D, das T, das B, das P, allein er hat sie aber sämmtlich in Verwirrung

gebracht. Er ist sehr groß im Kleinen und klein im Großen. Er kennt Ungarisch, Böhmisch und Slavisch wie Deutsch, hat immer viel Anstand mit seiner Rolle, und bei verschiedenen Gelegenheiten ist er Ballettänzer und Schornsteinfeger. Es wird jeder Recensent gebeten, ihn laufen zu lassen und ihn die Bretter frei und ungehindert paß= und repassiren zu lassen.

Dritter Laufbrief.

Ein gewisser Sohn eines ungewissen Vaters ist plötzlich ein Schöngeist geworden. Er nimmt alle Tage Unterricht im Schluchzen bei Trauerspielen, und ein fleißiger Theatergänger bringt ihm das Gähnen bei. Schon kann er über Kunst mehrere Sylben zusammenschimpfen und wenn er nur etwas fester im Verfertigen des Tüpfels über das i seyn wird (·), fängt er an zu recensiren. Er wird unstreitig ein Genie; denn schon sitzt ihm die Halsschleife schief und ein kleiner Schimmer von Besoffenheit setzt sich

bei ihm an. Alle Cirkel und Gesellschaften werden gebeten, ihn laufen zu lassen, ihm Thür und Thor zu öffnen; denn er ist im Stande, zu behaupten, Shakespeare habe den Scribe ins Englische übersetzt, Homer sey ein Gelegenheitsdichter gewesen und Recensenten wären unpartheiisch.

Vierter Laufbrief.

Eine ungewisse Jungfrau von gewissen 50 Jahren, eine ausgezeichnete Gesellschaftsläuferin, ist mit ihrem und mit dem Weltenalter unzufrieden. Sie besitzt aber für ihr Alter sehr viel Selbstverläugnung. Sie sieht mit dem Stecher des Neides auf alle herab, die so verstockt sind, noch jung zu seyn, und seitdem die Männer so frei sind, keine Freier zu seyn, ist sie eine große Verehrerin der Freiheit. Sie führt stets ein Sentenzenflacon aus Dusch's moralischen Briefen bei sich, und schneidet sich Schönpflästerchen aus Schillers Resignation auf Velinpapier. Sie weint beträchtlich, wenn ihren Schwestern

das Unglück passirt, verheirathet zu werden; sie hüllt sich in eine Enveloppe aus altem Flor und ist für Kamtschadalen sehr eingenommen. Es wird Jedermann gebeten, ihr nicht in den Weg zu treten, sondern ihr Platz zu machen und sie laufen zu lassen, denn wenn sie Einen anstreift, geht der gute Name mit.

Fünfter Laufbrief.

Ein sicherer Recensent leidet nach sichern Berichten an einer tödtlichen Krankheit: Wahrheit. Diese Krankheit ist eine Leberkrankheit, wenn man zu frei von der Leber weg spricht. Er hat gelbsüchtiges Haar, vermuthlich aus Galle, und weil er seine Nase in alles steckt, ist sie ziemlich breit geworden. Er trägt eine Brille, weil seine Nachsicht nicht weit geht und läßt sich das Haar alle Tage brennen, vermuthlich weil es ihm oft zerzaust wird. Seine Figur ist nicht unter-, sondern übersetzt, und doch erscheint er im Theater selten. Seine

Freunde werden ersucht, ihn laufen zu lassen, denn seine Force besteht in Ungehaltenseyn.

Sechster Laufbrief.

Ein unsicheres Publikum in einer sehr sichern Stadt, versichert das sicherste Publikum zu seyn. Dies Publikum will alles besser wissen, als das andere Publikum. Wenn dies Publikum in diesem Theater ist, ist jenes in dem andern; wenn dieses pocht, klatscht jenes u. s. w. Es steht früh Morgens auf, um ins Theater zu gehen und legt sich spät Abends nieder, um früh Morgens aufzustehen, um ins Theater zu gehen. Es liest Zeitungen, um vom Theater zu lesen, geht ins Theater, um im Theater vom Theater zu reden, und sagt: „guten Morgen!" um fragen zu können: „Waren Sie gestern im Theater, und was wird morgen gegeben?" Es hält Controlle über jedes Seufzerchen der Schauspielerinnen und kennt die Le-

bensgeschichte jeder falschen Wade beim Ballet. Es wird jedes Publikum, das noch etwas anderes zu denken hat, als das Theater, gebeten, dies Publikum laufen zu lassen, sich ja nicht mit ihm einzulassen, denn man läuft Gefahr, ihm zwischen die Hände zu kommen und jämmerlich zerklatscht zu werden.

XXV.

Lebende Bilder.

Der Theezirkel. (Relief.)

Heraus! Du Heldenkiel, heraus! aus deiner Scheide,
Du Histrionen=Schreck, Du Redactionen=Freude;
Heraus, du blanker Kiel, noch bist Du rein und weiß,
Noch stahlst Du Lorbeer'n nicht, vertheiltest keinen Preiß;
Noch wagtest Du es nicht, mit allzustrengem Richten
Mit einem Federzug die Künstler zu vernichten;
Noch liebst Du, Reine! nicht, noch schreibst Du kein Sonett,

An Damen von der Oper, an Damen vom Ballet.
Nun Jungfrau denn, heraus! weil Du noch unverdorben,
Hab' ich für meinen Dienst Dich emsig angeworben;
Begleite durch Berlin mich fleißig Schritt vor Schritt,
Und was ich Dir erzähl', das theil' in Versen mit.
Doch Verse müssen's seyn, und Verse die recht klappern,
Denn sagt man auch nicht viel, so will man doch wohl plappern.
Begleite mich vorerst in eine Soiree,
Zu Butter mit Kritik, zu Calderon mit Thee;
Das Zimmer ist gefüllt mit Nichten und mit Basen,
Sie stricken einen Strumpf, und sprechen schöne Phrasen:
„Die Sahne ist so schön!" „Sublim ist Herr Fouqué!"

„Die Stich spielt delikat!“ „Die Wurst ist etwas zäh!“
„Alexis Häring heißt!“ „Wo kaufen Sie die Locken?“
„Bei Jagor ißt man gut!“ „Das Trauerspiel ist trocken!“
„Die Seidler sang charmant!“ „Ich bitt', ein wenig Brod!“
„Die Musik ist exquis!“ „Mein Papagey ist todt!“
„Die Hoguet ist voll Reiz!“ „Die Marabouts sind Mode!“
„Ich liebe die Omletts!“ „Rossini hat Methode!“
„Die „Schnellpost“ ist passabel!“ „Mein Mann liebt sehr den Reis!“
„Das Kleid war Petinet!“ „Herr Beschort spielt mit Fleiß!“
„Wann kommt denn unser Wolf?“ „Mein Mädchen kann gut kochen!“
„Die Schulz giebt ein Concert.“ „Frau X ist in den Wochen.“

„Den Clauren liest man sehr.“ „Ja, Zander
ist mein Fisch.“
„Herr Gräfe ist mein Mann!“ „Der Caviar
ist frisch.“
„Die Sontag ist ein Schatz!“ „Zu voll war
die Redoute!“
„Der Witz ist von Saphir!“ „Die vielen Ban-
queroute!“
„Die Macbeth ist verliebt!“ „Ich trinke Abends
Bier!“
„Wie Frau von Z. sich schminkt!“ „Herr Hol-
tei liest den Lear!“
„Mit Austern ist's nun aus!“ „Die schön le-
bend'gen Bilder!“
„Ich spiele lieber Whist!“ „Es giebt nur eine
Milder!“
So geht das Ding nun fort, man spricht die
Kreuz und Quer,
Und wohl uns, wenn nun dieß der ganze Thee
schon wär';
Das Aergste kommt nun noch, das Schrecken
uns'rer Tage,

Des Zeitgeist's ärgstes Gift und aller Zirkel
Plage:
Ein Bund voll Ungeheu'r, ein wahrer Mör-
dertroß,
Die gehn dem armen Mann auf Herz und
Seele los;
Sie packen uns're Ruh' erschrecklich bei den
Ohren,
Und läuft man nicht davon, ist man gewiß
verloren;
Ein Bund, der sich des Nachts in alle Häuser
schleicht,
Die Ruhe d'raus verjagt, den stillen Schlaf
verscheucht;
Ein Bund, den stets wir nur mit großen
Schrecken nannten;
Ein Bund von Qual, ein Bund von Pein,
kurz — Dilettanten!
„Cousine singt ein Lied, sie sieht noch etwas
blaß;"
„Der Herr Cousin singt mit! das ist ein schö-
ner Baß!"

Nun geht das Krähen los, das Heillos-Detoniren;
Allein der Thee war gut; wir müssen applaudiren.
„Ach bravi! bravi! brav, wie herrlich, wie charmant!
„Ach, Sie sind zu gütig wohl!“ „Nein, nein, das ist erkannt!“
„Nun deklamir' doch was, charmanter Vetter Fritze!“
Husch fliegt der Vetter auf von seinem Polstersitze,
Verdreht das Augenpaar, stellt sich in Positur,
„Um Nachsicht bitt' ich Euch, ich dilettire nur.“
Nun blitzt er ein Gedicht, man möchte wahrlich fluchen,
Doch bittet bei uns für der schöne Sahnenkuchen.
Mein Mund erschallet laut vom süßesten Applaus.
Der Vortrag war zwar schlecht, doch herrlich war der Schmauß!

Das Töchterlein das liest ein schlankes Paar
Romanzen,
Und den Bolero wird, zum Schluß, ein Kind-
lein tanzen.
Das ist so ungefähr ein Thee ganz à la mode;
Seit man zu leben weiß, gastirt man sich zu
Tod..
Man kommt, man trinkt, man gähnt, man küßt
die Hände;
Zum Glücke schlägt es zehn, die Wonne hat
ein Ende! —
Will mit dem Facit man im Reinen endlich
seyn,
So war heut Abend man selbst dreißigst ganz
allein.

XXVI.

Das Unglück,

das große Loos zu gewinnen.

Wie oft ist ein großes Loos der unglückliche Wetterstrahl in der sonst ruhigen Schäferhütte eines friedlichen Herzens; wie oft ist es ein wahres Unglück, das schwer auf dem Getroffenen lastet; wie oft ist es eine Herengabe, die den Empfänger verwandelt und umschafft! Seht, X. war gut, höflich, artig, bescheiden und zuvorkommend; noch gestern war er dies alles, heute hat ihn das Unglück getroffen, plötzlich gewinnt er das große Loos, und nun ist er grob wie ein Recensent, anmaßend, wie ein junges Schriftstellerchen, dem ein Winkelblatt

sein erstes Gedichtchen abdruckte, hochmüthig, wie eine ausländische Sängerin, und stolz, wie ein reicher Schlächter; ist das nicht ein Unglück, das große Loos zu gewinnen? Z. war gestern gesellig, wohlthätig, dienstfertig und leutselig, heute hat er das große Loos gewonnen, und er ist ungesellig, wie das böse Gewissen, hartherzig wie die Termintafel eines Wucherers, ungefällig wie ein Leberkranker und abfertigend, wie der Portier eines Ministers; ist das nicht ein Unglück, das große Loos zu gewinnen? V. war gestern froh, gesund, sorglos, hatte Nächte voll süßen Schlafs und Tage voll mäßiger Arbeit; heute hat er das große Loos gewonnen und ist düster, wie ein Dezembertag, kränklich wie eine Dame von Stande, hat schlaflose Nächte wie ein Winkelmäkler, und unruhige Tage wie ein Ehemann, der nie ausgeht; ist es nicht ein Unglück, das große Loos zu gewinnen? A. hatte gestern einen Freund, den er liebte, wie der Fromme die Tugend liebt, von dem er so unzertrennlich war, wie ein

Dichter von seinen eigenen Werken, den er überall zu Rathe zog, wie die Frauen ihren Spiegel, dem er stets zur Seite war, wie ein alter Ehemann bei seiner jungen Gattin. Heute hat er das große Loos gewonnen und er meidet seinen Freund, wie ein Elegant das Gewölbe seines Schneiders; er will ihn kaum erkennen, wie ein Geldloser die Unterschrift des verfallenen Wechsels und entzieht sich ihm ganz wie das Gefühl aus dem Busen der Kokette; ist es nicht ein Unglück, das große Loos zu gewinnen? B. hatte gestern eine Geliebte; sie war ihm das Heiligthum seines Lebens, das Amulet seiner Schmerzen, der Trost seiner Augen und die Seelengefährtin seines Daseyns. Heute hat er das große Loos gewonnen, und er verläßt sie, wie ein unverbesserlicher Sünder das Gotteshaus, um nie wieder zurückzukehren; sie ist ihm gleichgültig wie die Tugend einem alten Wollüstling, und er vergißt sie, wie ein Parvenü die Tage seiner Kindheit; ist es nicht ein Unglück, das große Loos zu gewinnen?

Da dieses Unglück plötzlich kommt, und einen wie ein Wirbelwind heraushebt aus dem Wurzelorte seiner Umstände, so muß man als Weiser darauf vorbereitet seyn, um es im Nothfalle mit Fassung und Geduld zu ertragen. Sollte mir das Schicksal diesen unvermutheten Schlag zugedacht haben, so will ich Stärke genug haben, darob nicht murren, mich mit Ergebung darein finden, und was mir der Himmel auferlegt, allein zu ertragen suchen. Ich verbitte mir daher im Voraus jede Theilnahme an meinem Unglücke, so wie jeden, noch so gut gemeinten Versuch, dasselbe zu vermindern; Mittheilung, so wie jede Berührung meines Unglücks von fremder Hand, würde mir nur noch mehr wehe thun! Doch da dieses Unglück, wie der Tod, mich aus der Reihe aller bis jetzt mit mir Lebenden herausstriche, muß ich noch aus Vorsicht mein Lebewohl darbringen, allen denen, die mir vor meinem Tode, vor dem Schlagtreffen des großen Looses lieb und theuer waren, und für dies Leben von ih-

nen scheiden. So lebt denn wohl, Ihr Eltern und Geschwister! Ihr Vielgeliebten, lebet wohl! Ich bin todt für Euch! Ihr werdet von meinem Unglück gehört haben, o tröstet Euch und suchet mich zu vergessen; in diesem Leben bin ich für Euch verloren! Ein grosses Loos hat alle meine Zärtlichkeit, meine heiße süße Pflicht aufgezehrt; dort im Himmelreich nur sehen wir als Gleiche uns wieder! Ihr Freunde alle, die ich bis jetzt im Herzen tief getragen, die ich in der Brust liebend gepflegt und den süßen Kranz geselliger Freuden treu und bieder durchgelebt, lebt wohl, lebt auf ewig wohl! Ein grosses Loos ist zwischen uns getreten, scheidend, wie Salomons Richterschwert; kaum weiß ich mich noch auf Eure Namen zu entsinnen. Lebt wohl und denkt: es war ein guter Junge, wenn ihn nur dies Unglück nicht getroffen hätte! Leb wohl, Geliebte! Du Licht meines Lebens! Luft und Odem meines Daseyns! Leb wohl, ich bin todt, vergönne mir Licht und Luft und Odem kaum! Ein grosses Loos hat Dich aus meinem

Herzen gedrängt, ich kann nicht zwei Gegenstände mit gleicher Liebe umfassen! Leb wohl, und schenke mir eine Thräne! Wähle Dir einen andern und weniger Unglücklichen als ich, und vergiß in seinen Armen den Reichen! Einst, wenn wir uns wieder sehen, erinnere ich mich Deiner kaum; Leb wohl, und reiß mich aus Deinem Herzen! Leb wohl, o Muse, Morgenstunde des Lebens, ohne Gold im Munde, leb wohl! Leb wohl, Du holz-goldne Leyer! Lebt wohl, Ihr Draht-Silbersaiten! Die Prosa eines großen Looses hat sich meiner bemächtigt! Leb wohl, Du nichtsättigender Nachruhm! Leb wohl, Du Lorbeerbüschel! Auf ein großes Loos reimt und schickt sich ohnehin die ganze Welt. Eine halbe Million macht unsterblich, denn man stirbt wenigstens nicht Hungers; ein großes Loos ist die vortrefflichste Dichtkunst, alle ihre Werke haben Gehalt und guten Klang im Lande, also leb wohl, meine Muse! Ich bin empor gekommen, ohne mit Keuchhusten den Parnaß zu erklimmen! Und zuletzt,

lebe wohl, lesendes Publikum! Du liesest nie mehr etwas von mir; das ist der einzige Gewinn, den Du aus meinem Unglücke ziehst. Leb wohl, und denke: der Tod macht alle Fehler gut. Leb wohl, ich habe Dich geliebt und nach Deinem Beifall gerungen, aber wer ein großes Loos gewinnt, liebt nichts mehr, am wenigsten aber ein lesendes Publikum. Lebt wohl, ihr holden Leserinnen! Ich habe Euch oft geliebt, denn was man neckt, das liebt man, wie süß war mir das Geschäft, für Euch zu schreiben. Aber ich muß resigniren; als reicher Mann kann ich an und nicht für Euch schreiben, denn ich kann Euch etwas verschreiben, das sonst kein Dichter kann: eine Hand voll Gold! O, wer eine neue Damenbibliothek mit solchen Schriftstellern anlegen könnte! Lebt wohl Ihr schönen Leserinnen! Ihr habt mir als Schriftsteller oft gegönnt, Euch in den Schlaf zu bringen, jetzt erlaubt Ihr mir's vielleicht, Euch aus dem Schlaf zu bringen. — Doch, lieber Leser, bald hätte ich vergessen,

daß ich noch das große Loos nicht gewonnen, daß mich das Unglück noch nicht traf, ich also noch lebe; ja, liebe Leser, noch lebt er, „und lebt Euch Allen zum Verderben!“ Denn nun ist's mit Eurem Gewinn, mein Nichtschreiben, auch vorbei! Also nicht Adieu, lieber Leser; keinen Abschied, holde Leserinnen! Noch schreibe ich für Euch und kann Euch nichts verschreiben als mich selbst, und das an jede insbesondere; denn die neueren Schriftsteller verschreiben sich so oft, daß zuletzt gar nichts an ihnen bleibt. Also, da ich noch das Gut nicht gewonnen, so seyd, ich bitt' Euch, mir gut.

XXVII.

Etwas über den modernen Gesellschaftston.

Wahrlich, es gehören eigene Naturgaben, Kenntnisse, Anstand, Uebung und Anmuth dazu, um im gesellschaftlichen Gespräche, in diesem herrlichen Zweikampfe der Ideen, wo man nicht nur durch den Strom der eigenen Rede, sondern auch durch den des Gegners gedrängt und gehoben wird, glänzen und unterhalten zu können. Jetzt ist in unsern geselligen Zirkeln eine der nothwendigsten Tugenden: Zuhören, denn die kraft= und saftlosen Zungengefechte der meisten Societäten anzuhören, ist eine Kunst, eine Tugend, die

man uns jetzt schon in der Erziehung einprägen sollte. „Der Mensch ist ein geselliges Thier,“ sagt irgend ein Derbdenker, und wahrlich, wenn ich in die Zirkel, Soirées, Kränzchen, Piqueniks, oder wie die Vereinigungsorte der sociabeln Thiere alle heißen mögen, komme, denke ich immer: „der Mensch ist ein geselliges Thier!“ Ehedem lagen tausend Reize in den Freuden eines geselligen Abends; die unschuldigsten und genußreichsten Vergnügungen fand man in einem wohlgeordneten Gespräche und im Austausch der Meinungen, Gefühle und Ideen. Das Lesen des besten Buches ist eine schleppende Geistesbewegung gegen den lebendigen Buchstaben des Gesprächs; dieses läutert die Begriffe, schärft die Urtheilskraft, erzeugt eine Fülle von Gedanken, befördert den improvisatorischen Scharfsinn, und legt die weichen Folien eines anständigen Scherzes und einer heiteren, fröhlichen Laune um die scharfen Ecken und Kanten des Ernstes. Jetzt haben die Frivolität, die Prachtlust und die

Luxuriosität alle Freuden des geselligen Verkehrs todtgeschlagen. Die solide, doch nahrhafte Frugalität eines traulich-heitern Gesprächs, behagt der Gourmandie unserer verwöhnten, leckern, genäschigen und vielfressenden Unterhaltungswelt nicht mehr. Wo nicht tausend Lampen die angebornen und angeschafften Reize des schönen Geschlechts in tausend Spiegeln und Bassins myriadenfach zurückwerfen und austrommeln; wo nicht die durch Spiel, Musik, Tanz und Wein aufgeregte Phantasie mit den unzähligen Anwehungen in Wort und Ton, in That und Blick den Schleier der Sinnlichkeit lüftet, und im allgemeinen Aufstand der Sinne die verbotene Waare des Begehrens aus dem Reiche des Ideellen in das Land des Materiellen hinüber pascht; wo die Legion unserer Schnörkeljünglinge und Flachbengel nicht auf Reit-, Schwimm- und Tummelplätzen ihre wahren und vielmehr ihre erlogenen Triumphe über das schwache Geschlecht ausposaunen, und ihre edlen und gutmüthigen Händel in

Kaffee- und Weinhäusern auf gut renomistisch herauspoltern kann, da findet man sich schrecklich ennuyé! Wenn sich nun das ungeheure Unglück ereignet, daß ein Kreis des gemischten Geschlechts blos mit einem Gespräche die lange Bank eines Winterabends besetzen soll, da ist es ein komischer Anblick, wie sie um das Ungeheuer der Langeweile herumzappeln, und sich abmühen und abschwitzen, um die paar dicken Stunden vollends mit Kolben herumzubringen! Mädchen und Jünglinge sitzen sich gegenüber, die Handhaben, Enterhacken und Anfaßmaschinen und Zangen des Tanzes, des Aufwartens, des Courmachens mangeln, und der Geist soll nun zum Geiste sprechen: Thére is the rub! Doch da fängt schon einer an, Anstalt zu machen, baldigst ein paar Worte zu reden; alle Gesichtsmuskeln arbeiten dem großen Werke vor, endlich laufen sie mit der Ladung einer Tagesneuigkeit vom Stapel. Mit Mühe macht sich die kleine Anekdote flott, um an dem ersten Pausenhügel jämmerlich sitzen

zu bleiben; darauf reckt ein zimperliches Fräulein den Oberleib, wie ein Ausrufungszeichen vor, das soll heißen: „Richt't euch!“ Ein Lächeln reitet als Avantgarde voraus, und ein Rundblick ruft sein: „gáre la téte!“ in die Reihe herum; nach diesem Vorrichtungsbogen hört man ein Flüstern; horch! aus dem Mäulchen gluchsen, wie aus einem enghälsigen Fläschchen ein Paar Worttropfen heraus, wo denn jeder Tropf sich des seinen bemächtigt. Darauf erhebt sich ein Dritter, der schon lange im Stillen an Rednerkrämpfen laborirte, und geht nach langem Afterzwange endlich zum Stuhl einer wohlverdauten Rede rc. So zerarbeiten sich die Galeerensclaven der Gesellschaft an der Ruderbank der Langeweile, bis endlich ein Witzbold den genialen, donnergottwürdigen Weltgürtel-Gedanken ausspricht, ein Pfänderspiel zu arrangiren. Nun ist der Stein der Weisen gefunden! Ein Pfänderspiel!

Ueberhaupt ist der jetzige Gesellschaftston auch in den gebildeten Zirkeln fast durchaus

ein erzählendes Nichts. Man spricht über einen Gegenstand so lange, bis man ihn kopfab und fußauf gerädert hat; das ist die Handwerksmanier der Geselligkeit, man drehet und wendet, faltet und glättet und schniegelt ein und dasselbe Thema so lange, bis es einem ordentlich anwidert. Dieses ist besonders die Manier der gesellschaftlichen und geistigen Faulthiere, die von dem Baume ihres Gegenstandes nimmer herabkriechen wollen. Ein guter Gesellschafter muß wie ein Eichhörnchen auf alle Gegenstände klettern, von jedem einen Kern knacken und einen neuen erfassen. Die Langsamdenker und Langüberleger sind die Sperreisen und Hemmketten eines Zirkels, man muß wie auf einen schweren Frachtwagen auf sie warten, und noch öfters große Strecken zurückgehen, um wieder mit ihnen zusammen zu treffen. Ein noch größeres Gesellschaftsübel sind die Schönsprecher und Zierwörtler, die erst im Stillen das schönste Wortkleid für ihr Gedankenkind zusammenflicken, und die,

während der Andere spricht, nur nach den bunten Wortflittern zu ihrer Meinung trachten; diese sagen gewöhnlich nichts, weil sie durch die Mühe des Redens die Kraft des Denkens verlieren, und nur mit sich beschäftigt sind. Wer lange überlegt, ist ein dürftiger Kopf; schnell wie er empfangen wird, will er geboren seyn, der Gedanke des Lichts. Das Genie sprudelt, es wirft die Worte hin, es schleudert sie herum, es schleppt im Nu die Worte und Bilder aus allen vier Welttheilen zusammen, wirft sie um seine Gedanken und sie passen und kleiden gut, sind auch wohl phantastisch, doch nie bizarr. Wer stets urtheilfertig ist, ist nicht nur ein Genie, sondern auch ein Gewissenhafter; er steht nie an, mit dem herauszuplatzen, was er denkt, und hat er sich auch verfangen, er windet sich doch, weicht geschickt aus, und es wird ein Xenophonsrückzug, ein Leonidas-Triumph in der Niederlage. Das satyrische Genie ist der Artillerist des geselligen Corps, er schießt Breche und ist bei

Hauptattaquen unentbehrlich. Der Satyriker ist die argand'sche Lampe des ganzen Saals, er überstrahlt Alles; doch sey er pikant wie ein Schröpfkopf, der seinen Schnepper macht und eher kitzelt, als sticht, aber nicht wie eine Lanzette, die in die Ader des Nächsten fährt, und eine schmerzliche Verblutung nach sich zieht. Die Satyre soll leuchten, nicht brennen, und wie Champagner nur dann umherspritzend aufschäumen, wenn sie geschlagen wird. Der ernsthafte Satyriker fordert, bedingt sich ein Publikum, der komische reißt Alle hin und wird bedingt, dem Bauer, dem Gelehrten, dem Mädchen wie der Matrone ist er unwiderstehlich. Der Gelegenheitsmacher ist König jeder Gesellschaft, das heißt derjenige, der Andern Gelegenheit giebt und macht, auch ihr Schäfchen in die Heerde der Sprecher zu treiben; die Hebammen und Geburtshelfer anderer Gedanken und Einfälle verdienen und erndten auch den meisten Dank. Ein Verliebter, und wäre er das komischste, das geistreichste Genie,

ist zwar ein Gott, wenn seine Geliebte in der Gesellschaft ist, aber eine Null eine bodenlose Lyra, wenn sie nicht da ist. Die Gesellschafts-krokodille und Großmogole, die jeden Gegenstand allein verschlingen, und die Alleinherrschaft des Zirkels haben wollen, sind die gewöhnlichen Hausübel jeder Konversation, sie liegen wie Stickluft in der Atmosphäre, und man kann kein Wörtchen sprechen. Kommen zwei solche Despoten in einer Gesellschaft zusammen, so vereinigen sie sich gewiß nicht, sondern einer bleibt gewöhnlich ganz stille und es ist kein Wort aus ihm herauszubringen. Das Tödtlichste aber ist, wenn in der Gesellschaft jemand ist, der mit Gewalt unterhalten will; trotz dem, daß er es unmöglich kann; trotz den Farben und Schminken, die er dem faden Antlitz seines Gesprächs aufkleistert, ekelt es uns an. Gott sey Jedem gnädig, den ein solcher guter Gesellschafter parforce in seine Klauen kriegt, das ist eine wahre Walkmühle. Toll vollends aber möchte man werden, wenn

sich petrifizirte Gesichter in der Gesellschaft befinden, welche hohen Geschmack affektiren, deren Antlitz wie gepreßter Sammt, immer falb und zweifarbig daliegt, und denen kein Lächeln abzuzwingen ist; diese sind in der Gesellschaft das, was die Prüden unter den Frauenzimmern sind, lächerliche Heuchellarven, die sich im Stillen dem Kitzel desto lebhafter hingeben. Solche Fadriane sollte man aus der Gesellschaft hinausstübern; es sind Eunuchen an Geist und Seele, die selbst kein Kind in die Unterhaltung des Scherzes und Ernstes setzen können, und ihre Impotenz mit dem Mantel einer Xenokratie und freiwilligem Seelenfasten beschönigen wollen. „Schmach dem combabischen Geschlecht!“

XXVIII.

Censurlücken und Censurtücken aus dem Buche des Lebens.

Das „Buch des Lebens,“ selbst gemacht, verlegt und expedirt von dem großen Unbekannten in den schottischen Hochlanden dort oben, mit dem göttlichen Privilegium gegen allen Nachdruck versehen, dieses „Buch des Lebens,“ das erste aller Inkunablen, ist gleichwohl von seinem weisen Verfasser unter Censur gestellt worden. Sein Censor heißt: Schicksal! dieser Censor streicht oft die schönsten Stellen heraus aus den offenen Blättern dieses Buches,

und der Mensch füllet die Censurlücken aus mit gepreßten Seufzern, mit traurigen Gedankenstrichen, mit Thränen und rothgeweinten Augen!

O leset, meine Freunde, leset unaufhörlich und andächtig in dem „Buche des Lebens!“ es ist die heilige Schrift und die Offenbarung und die ewige Verheißung, und der Weg zur Sühne und zur Gnade, und die Polyglotte des großen Vater Unsers. Wie jedes Buch, hat auch dieses Buch des Lebens zwei weiße Buchbinderblätter eingeschossen, am Anfange das leere Blatt der Kindheit, und am Ende das leere Blatt des Greisenalters. Aber der große Verfasser theilt dieß Buch verschieden in verschiedene Auflagen an verschiedene Menschen aus, nach den geheimen Ursachen seiner unerforschlichen Weisheit. Dem in Folio, dem in Octav, und dem Andern in Duodez oder Sedez; dem Einen auf dem Velin des Glückes, und dem Andern auf dem Pack- und Elephantenpapier des Elends.

Dem Einen im Crude der Armuth, und dem Andern im Goldschnitte des Reichthums. Vor dem Einen liegt das Buch des Lebens in Sammet und Seide gebunden da, mit fröhlichen Blicken überläuft er die Zeilen, gütige Engel verstecken ihm die Repetiruhr, und die Genien des Glückes schlagen ihm die Blätter um. Dem Andern liegt es schwergebunden, steif mit Holzrücken auf dem Leidensschooße, er liest mit gerötheten Augen darin, das Deutholz des Ungemachs rückt bleiern langsam an den dunklen Zeilen vor, nichts ist ihm interessant in dem Buche als die Seitenzahl, die zum „Ende" führt! — Dem Einen ist das Buch zu kurz, und er möchte beim Schluß noch einmal von vorne zu lesen beginnen, und dem Andern ist es zu lang, ihm wirbeln die Sinne, und er wirft, selbstvergessen, in der Mitte der Lektüre das Buch ermüdet von sich!

So sitzen die Menschen auf der großen Schulbank des Daseyns, welche vielen zur Ruderbank, und vielen zur langen wird. Da sitzen

sie neben einander, die Menschenkinder, und buchstabiren dieses Buch emsig fort, aber dabei necken sie sich und stoßen sie sich, und der Eine will dem Andern das Buch wegreissen, und Jeder möchte gerne aus dem Buche des Andern lesen, und Jeder beurtheilt das Buch des Nachbars nach seinem Einbande, und das Menschenkind mit dem Buche des Lebens im einfachen Umschlage beneidet das Menschenkind mit dem Lebensbuche in Maroquin; wenn es aber hineinschauen könnte, würde es sehen, daß das Buch in Maroquin oft mit kummervollen Ausrufungszeichen und stechenden Buchdruckerspießen und schmerzlichen Interjectionen ausgefüllt ist! Ganz Andere wissen gar nicht, was sie lesen, denn zum Theil halten sie das Buch verkehrt in der Hand, zum Theil lesen sie wie Frauenzimmer bloß für die Minute, und bekümmern sich um den bedeutsamen und tiefen Zusammenhang vom Anfange bis zum Ende gar nicht! Am Ende kommt der große Lichtlöscher „Tod,“ und nimmt Jedem das Buch

aus der Hand, am Anfange, in der Mitte oder am Ende der Lektüre, nach dem Befehle des unsichtbaren Leihbibliothekars; und wenn sie ihre geliehenen Bücher verunstalten, zerrissen und beschmutzt zurück abliefern in die jenseitige Lebensleihbibliothek, da werden sie strenge zur Rede gestellt, und müssen Rechenschaft ablegen, über jede verrückte Zeile, über jede mißverstandene Seite, über jedes übersprungene Kapitel und über jede freventliche Verletzung des geliehenen Buches!

Dann wird aber auch herantreten an dem Autortisch des unbekannten Verfassers manches gebrochene Herz, manche getäuschte Hoffnung, manches zerknickte Gemüth, manch verwelktes Leben, manche zertrümmerte Seele und manche eingedrückte Brust, und sie werden fragend klagen und klagend fragen:

„Warum aber, großer Verfasser, waren in unserm Buche nur die Leidenstage und die Charwoche, und die Aschermittwoche und die traurige Adventzeit mit großen Cicerolettern in

breiten Columnen gedruckt; die Fest- und Freudentage aber, die Palmsonntage und die blauen Montage des Glückes, die Ostertage der Liebe und die Pfingsttage der Hoffnung, und die Carnevalswochen der Freude waren in engen, kleinen Spalten gedruckt, mit Petit-Lettern und Augensand-Buchstaben, klein und unleserlich?"

„Warum, o großer Verfasser, hat der unerbittliche Censor „Schicksal" gerade in unserm Exemplar wüthend herumgestrichen; warum hat er bloß allen Trauerzeilen und Jeremiaden, allen Thränodien und Stechepigrammen und Xenien des Unglücks sein „admittitur" ertheilt, aber alle Fest- und Gratulations-Zeilen des Glückes, alle Canzonette und Madrigale der Liebe, alle Klinggedichte der Freude, und alle Streckverse des Frohsinns unerbittlich ausgestrichen?"

Erste Censurtücke: „Geldlos."

Die Welt wird eingetheilt in zweierlei Men-

schen, in Menschen, die Geld haben, und in Menschen, die kein Geld haben, das sind aber gar keine Menschen, es sind entweder Teufel, nämlich: arme Teufel, oder es sind Engel, nämlich: Engel der Geduld und der Entsagung!

Ohne Geld, ohne Zähne und ohne Frau kommen wir auf die Welt; und ohne Geld, ohne Zähne und ohne Frauen gehen wir wieder aus der Welt. Also was haben wir im Ganzen auf der Welt gemacht? Wir haben Geld geschlagen, Zähne gemacht und Frauen genommen! Eine schöne Bestimmung! Bis man die Zähne und die Frauen bekommt, hat man Fieber, Schmerzen, Leiden und Krämpfe aller Art; hat man sie einmal, so thun sie beide einem durchs ganze Jahr weh, und oft muß man sich Zahn und Frau wieder herausreissen lassen. Die Zähne und die Frauen kommen von selbst, und wenn man sie nicht recht sorgfältig behandelt, so werden sie beide locker; allein das Geld kommt nicht von selbst, und

oft geht ein Mensch aus der Welt, ohne Geld gehabt zu haben, und ich wäre sehr neugierig, die Antwort eines solchen Menschen zu hören, wenn er dort drüben gefragt wird: „Was hast Du auf der Welt gemacht?" —

Man sagt: „Das Geld kommt nicht recht unter die Leute!" Das ist nicht wahr! Die rechten Leute kommen nicht unter's Geld! Wenn nur die rechten Leute das Geld hätten, so käme das Geld schon recht unter die Leute!

Wer hat das Geld? Die reichen Leute! das ist das Unglück! wenn einmal die armen Leute das Geld hätten, dann würden wir erst sehen, was ein so reicher Kauz für ein armer Teufel ist! Es ist keine Kunst, reich zu seyn, wenn man viel Geld hat, und es ist kein Verdienst, arm zu seyn, wenn man kein Geld hat.

Was ist Geld? Geld ist derjenige Klumpen, den unser Herrgott ganz unbedeutenden Menschen anhängt, damit sie in seiner Schöpfung nicht ganz verloren gehen, so wie ein guter

Wirth an einen gewissen Schlüssel eine schwere Kugel hängt.

Was ist Geld? Geld ist eine Ziffer, die nur bei Nullen, die sich selbst hintan setzen, großen Werth gewinnt.

Was ist Geld? Geld ist ein metallner Stiefelabsatz für kleine Leute, damit man glaube, sie wären eben so groß, als Andere.

Was ist Geld? Geld ist eine Entschädigung, die Gott einer Anzahl Menschen unter der Bedingung giebt, daß sie sich ja nicht unterstehen, von den Erdengütern „Verstand" und „Geist" etwas an sich zu bringen.

Was ist Geld? Geld sind goldne Thränen, die das Schicksal an den Hals eines Kerls weint, der kein Herz im Busen trägt.

Was ist Geld? Geld ist der accent grave auf ein sonst stummes e.

Was ist Geld? Geld ist der metallne Handgriff zu einem Herzensglockenzug, der inwendig abgerissen ist.

Was ist Geld? Geld ist der öffentliche An-

schlagzettel eines Herzens: „Hier ist das Betteln verboten!“

Was ist Geld? Geld ist die räthselhafte Erklärung eines Wesens, welches sein Ich mit folgenden Worten definirt:

„Wäre ich nicht, was ich habe, so hätte ich nicht, was ich bin.“

Was ist aber kein Geld?!! kein Geld! kein Geld!!

Kein Geld ist ein Ding, von dem alle leere Taschen voll sind, und welches jeder Mensch, der nichts in der Hand hat, mit den Fingern greifen kann.

Kein Geld ist das Alibi eines Wesens, welches zeugen sollte, daß wir wirklich auf der Welt sind.

Kein Geld ist ein konsensuelles Leiden, welches wir durch eine anhaltende Obstruktion der Fortuna erdulden.

Kein Geld ist eine leise Einladung der Natur, Schulden zu machen, und ein lauter Befehl, sie nicht zu bezahlen.

Kein Geld ist eine mit sympathetischer Dinte geschriebene Anweisung auf das Himmelreich, die kein Mensch hier lesen kann, bis man den Sand vom Grabe auf sie streut.

Kein Geld ist die romantische Ehe von zwei Sylben, die ein Leib und eine Seele sind, und die in siebenzig Jahren dennoch weder eine *silberne*, noch eine *goldne* Hochzeit feiern.

Kein Geld ist die Erklärung des Schicksals, daß unsere siebenzig Jahre mundtodt sind.

Kein Geld ist ein unwiderstehlicher Hang unserer Börse zur Melancholie und gänzlicher Abgeschiedenheit aus unglücklicher Liebe zu einem nicht zu erreichenden Gegenstand.

Kein Geld ist eine falsche Blödigkeit unserer Finger, so daß man glaubt, sie könnten nicht zwei zählen.

Kein Geld ist das auf Wasser und Brod Setzen unseres Geistes, d. h. auf das Wasser der Poesie und auf die Brodwissenschaften.

Kein Geld ist eine Exposition zu *gar kein Geld*, eine Präposition zur abstrakten Philo-

sophie, eine Position zu einem Finanzministerium, und eine glückliche Disposition zu einer platonischen Liebe.

Kein Geld ist ein Mensch ohne Geld, zu dem der Mensch fehlt.

Kein Geld ist ein permanentes abonnement suspendu unserer Brieftasche.

Kein Geld ist ein siebenzigjähriges Niesen der Taschen, wobei die ganze Welt sagt: „Helf Gott!"

Kein Geld ist ein Gassenhauer, den die gemeinen Menschen laut singen, die vornehmen aber nur in ihren vier Wänden zwischen Lippen summen! —

Kein Geld ist ein leichtes Kopfweh bei hohen Herrschaften, eine Uebligkeit beim Adel, eine Krankheit beim Militär und ein tödtlicher Nervenschlag beim Kaufmann.

Kein Geld ist der schwarze Staar in den Fingerspitzen.

Kein Geld ist die Propaganda des Ultra-

Liberalismus, und die Kunst, um einen billigen Preiß populär zu werden.

Ach! was ist der Mensch ohne Geld? Eine abgeleyerte Anekdote, ein aufgewärmtes Gericht, ein Text ohne Melodie, eine alte Coquette, eine abgefallene Frucht, ein verlorener Pudel ohne redlichen Finder, ein Kalender vom vorigen Jahr u. s. w.

Ohne Geld kann kein Fürst regieren, kein Minister ministriren, kein Feldherr zu Felde ziehen, kein Baumeister bauen, kein Maler malen, kein Bauer ackern, bloß der Sänger und der Dichter sie singen und dichten auch ohne Geld; der Dichter dichtet erst recht, wenn er kein Geld hat, er dichtet, wie er Eines bekommt.

Zweite Censurlücke: „Mutterlos.“

Mutterliebe! Heilige Einleitung zum Buche des Lebens! süße, erläuternde Exposition des Daseyns! Mutterliebe! Edelstein der Spra-

che! Königin im Reiche der Empfindungen! O Du liebfreundliche Leserin, die Du das Glück kennst, ein geliebtes Kind an Deinen Busen zu drücken, war es Dir nicht, als ob Alles um Dich herum in einem Meere freundlicher Farben und Töne schwimme, als Du zuerst mit dem Namen „Mutter" begrüßt wurdest? Eine neue Welt, holde Leserin, ist Dir da aufgegangen, denn die frühere Welt sinkt hinter Dir ein, alle Deine frühern Wünsche und Hoffnungen, alle Deine ehemaligen Lieblingsneigungen und Beschäftigungen, Alles, Alles hast Du, wie bunte Flitter, von Dir geworfen, und nur Mutterliebe füllt Dein Herz, und Dein Leben ist nun weiter nichts als der tragende Fittig, der schirmende Arm und die leitende Hand Deines Kindes!

Und Du, lieber Leser, wenn Dir Deine Kindheit lieblich versummte in den süßen Präludien der Mutterliebe; wenn eine zärtliche Mutterhand Dich geleitet durch die Blumenbeete der Jugend; wenn ein Mutterauge Dich

angelacht in den Stunden der Freude; wenn eine Mutterthräne Dich benetzt in den Stunden des Kummers; wenn ein Mutterkuß Dir gekühlt die fieberglühende Stirne; wenn ein Muttertrost Dir beschwichtigt den Aufruhr des Herzens; wenn ein Mutterhaupt sich über Dich gebeugt in Nächten des Leidens; wenn eine Mutterhand Dich hinausführt in den Tagen der Genesung; wenn ein Mutterarm Dich einschloß in den Stunden der Verzweiflung, dann, dann, o mein glücklicher Leser, hast Du gekostet den Honigseim des Lebens, und empfunden das Göttertheil in Deinem sterblichen Wesen!

Wehe aber dem, dem die Censur des Schicksals sogleich den großen Anfangsbuchstaben aller Seligkeit herausstrich aus seinem Leben! Wehe dem, der mutterlos wandelt durch das Labyrinth seiner jugendlichen Tage; wehe dem, der das Heiligste verlor, bevor er es innig zu lieben vermochte! Wehe dem, der mutterlos aus-

gesetzt wird an den Strand des Daseyns; dem vor dem ersten Jugendroth des Lebenstages seine liebende und wärmende Sonne in das Grab sank, und der dann hinuntersteigt in den finstern Schacht seiner Zukunft, an geborgten Grubenlichtern, an fremdem Fackelscheine! Die oberste Blüthe seiner Freuden ist für immer verwelkt, und der Zündgipfel seiner Wonnen eingestürzt!

Ach, es ist traurig, es ist herzzerreißend, sich selbst die Gestalt der hingegangenen Mutter nicht mehr zurückrufen zu können, um sich in Leid und Freud mit ihr kindlich zu besprechen; um sie anzurufen in Stunden der Einsamkeit; um sie zu umfangen in den Augenblicken eines tiefen Wehes; um sie anzuflehen um Trost, um Hülfe, um Stärkung in den Momenten der Trauer, der Wehmuth und der Entsagung!

Ist es nicht eine grausame Censurlücke des

Lebens, wenn man nicht einmal in der Seele tragen kann das Bild einer theuern allzufrüh verlorenen Mutter? Wer nur das kann, der kann in langen Leidensnächten, wenn er, den Kopf auf die Hand gestützt, mit Thränen in die Finsterniß hineinschaut, dieses Bild hinsetzen vor sein Bett und sich mit ihm weinend besprechen, auf seine Hand weinen die gesalzenen Tropfen, und aushauchen sein tiefes Leid vor dem theuern Schatten! Der kann das theure Bild mit sich gehen lassen in den Kummergängen seiner Tage, und sein brennendes Antlitz kühlen an dem vergegenwärtigten Bilde! Der kann sich in das theure Andenken einwickeln und schluchzend einhüllen, wie ein Kind in das Gewand der Mutter und unter die Falten des Kleides sich verbirgt vor den Gespenstern der Luft! der kann in dem Augenblicke, wo der schmerzliche Abfall von Freundschaft und Liebe einen großen ewigen Riß durch sein Herz reißt; in dem Augenblicke, wo alle ausgesteckten Fühlhörner seiner Seele an kalte Eisspitzen anschos-

sen, und wie schneidende Dolche in seine Seele zurückfuhren; in dem Augenblicke, wo alle freundlich emporsteigenden Hoffnungsnebel wie fallender Hagel und Schloßen niedersanken, und sein Gemüth zerschlugen; der kann dann mit dem ernsten Lächeln sich anlegen an die Gestalt seiner Mutter, und sich in wollüstiger Schmerzenstäuschung an sie anschmiegen und ausrufen: „Weine mit mir, süße, süße Mutter!"

Wem aber auch nur das Schicksal es gegönnt, die fromme Stätte zu besuchen, wo seine Mutter ruht, wem es gegönnt ist, auf das Grab seiner Mutter wallfahrten zu können in den Stunden des Schmerzes, ist glücklich zu nennen! Wenn das Leben noch vor einem dasteht mit seinen italischen Blüthenthälern der Liebe, mit seinen Maiabendhimmeln voll Regenbogen, wie ein Weihnachtstisch voll Christbäumen und Bescherungen; wie eine Spielgruppe rosiger Kindlein; wie das Lächeln eines bräutlichen Mundes; wie ein Heilandblick voll

Gnade, und schöne Hoffnungen unsere Brust übergießen von mal zu mal mit süßem Schauen, und da kommt plötzlich der eiserne Hohn des Geschickes, und verschüttet die Blüthenthäler, und zerreißt die Regenbogen, und entblättert die Christbäume, und verjagt die rosigen Kindlein, und zerschneidet das bräutliche Lächeln, und überzieht den Heilandsblick mit einem fortquellenden Blutstropfen, und man steht dann so allein da in seiner einst so reichen, jetzt so armen vernichteten Gefühlwelt; dann ist es Trost und Labung und Erhebung, sich hinzuwerfen auf den Leichenhügel seiner Mutter und das Bahrtuch der Erde durchzuweinen, und geistig hineinzuschauen in den geöffneten Sarg, und in das wehmüthig freundliche blasse Muttergesicht alle unsere zerrissenen Hoffnungen als ewige Vergeltungen lächeln und blühen zu sehen.

Wer sich aber nicht einmal niederwerfen kann auf das Grab seiner Mutter, wenn er

alles Lebensglück eingeäschert hat, dem folgt ein pressender Schmerz durch seine Tage, denn ihm gab das Schicksal nicht einmal einen Ort, wo er weinen kann!

Ende des zweiten Bandes.

STAATSBIBLIOTHEK BAMBERG

Inhalt des zweiten Bandes.

Seite.

Zueignung an das Goldbergwerk zu Chemnitz und Kremnitz 7

I.

Narrenrede 13

II.

Der Gerichtssaal zu Allamatukukeli 20

III.

Die Buchsiederei, oder was kochen wir heute? was morgen? 30

IV.

Kleines ABC Büchlein für große Schauspielkinder 39

Seite.

V.

Abendvision 48

VI.

Leere Betrachtungen über den vor mir liegenden leeren Bogen Papier 58

VII.

Trostrede an eine Wittwe 65

VIII.

Sechs verschiedene Ohrfeigen von sechs verschiedenen Händen, durch mich selbst an mich selbst spedirt 69

IX.

Gedankenjagd nach der kleinen Sylbe „lei" . . 79

X.

Sehnsucht und Besitz 89

XI.

Ein Wort zu seiner Zeit über das Hagestolziat . 95

XII.

Gedanken über Gedanken 106

XIII.

Eheheiligkeit 111

XIV.

Verschiedene fromme Wünsche verschiedener armer Teufel 117

Seite.

XV.

Die Taschenfamilie 125

XVI.

Feier des Jean Paul Festes 133

XVII.

Sehen und Hören 143

XVIII.

Die Kunst mit Kaffeeschwestern umzugehen ꝛc. ꝛc. 147

XIX.

Die literarische Holzspaltungsanstalt 154

XX.

Zabadeus Sauerteigs Neujahrs-Prophezeihungen 161

XXI.

Das kuriose Paar 167

XXII.

Traunungsrede zur Vermählung des Herrn Kaffee mit Demoiselle Sahne 183

XXIII.

Monographie der Theatral-Astronomie . . . 191

XXIV.

Laufbriefe 198

XXV.

Lebende Bilder 207

Seite.

XXVI.

Das Unglück das große Loos zu gewinnen . . 214

XXVII.

Etwas über den modernen Gesellschaftston . . 222

XXVIII.

Censurlücken und Censurtücken aus dem Buche des Lebens 232

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Saphir, Moritz Gottlieb,

Gesammelte Schriften

Bd.: 2

Stuttgart 1832

Bamberg, Staatsbibliothek -- L.g.o.666(2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11722318-1